



Durch Blut und Thrän.

Erzählung von E. von Dindlage.

Wilm Dierksen verachtete die trägen Nichtsthuer, die da sagen: Guten Morgen, Feierabend! er zuckte gleichfalls die Achseln über die Hitzköpfe, welche ein Haus in Brand stecken, um ihre Pfeife anzuräumen. „Wohl bedacht hat's recht gemacht!“ war sein Wahlspruch, und er wußte: „Wer sein Alter will verschleißen, darf unnütz keinen Faden reißen!“

Um sein Alter mit Gemach zu verschleißen, hatte er alle Anstalten getroffen: für seines Herzens Erwärmung hatte er eine blutjunge, hübsche Frau geheiratet, für seine Hauswirtschaft sorgte Stina, die gereifte Tochter erster Ehe, für den Acker der stattliche Knecht Lukas, welcher wie der Erzwater Jakob um Stina diente, nicht eben in der Begeisterung seiner Herzensneigung, sondern im Hinblick auf den dereinstigen Besitz des Hofes, nicht vierzehn Sehnuchtsjahre, sondern ein bis zwei Probejahre, wo es sich dann entscheiden würde, ob der Alte ihm das Kolonat und nebenbei die Tochter geben wolle. War's dieser nicht, so schlug wohl ein anderer besser ein, Wilm Dierksen hatte wohlweislich sein Testament noch nicht schreiben lassen und so konnte er bis zum letzten Augenblicke über den Schwiegerohn entscheiden. Die junge Bäuerin war sehr gegen Lukas und das sprach allerdings bei ihrem alten Eheherrn für ihn, Stina selber wurde kaum gefragt und sie äußerte sich auch nicht über den Probe-Bräutigam.

Wilm Dierksen rechnete es sich als besondere Findigkeit und Schlaueit an, daß er hinfort, bis an sein kühles Grab, welches er in einer Entfernung von etwa zwanzig Jahren an der äußersten Grenze der bäuerlichen Lebensfähigkeit erblickte, nur seine lange Pfeife spazieren zu tragen brauche, als glänzender Erfolg seiner trefflichen Einrichtung! Aber ein anderer hatte anders gerechnet als der Kolonat: Wilm Dierksen wurde vom Schlage gerührt und gelähmt, sein Leben rechnete jetzt nur noch als eine Stundung des großen Zahlungstermins an die Zeitlichkeit.

Stina war seit diesem traurigen Ereignis noch stiller als zuvor, die junge Frau aber weinte und schluchzte, als wolle sie alles Rot von ihren weichen und blühenden Wangen waschen und ihre blauen, großen Augen niemals wieder trocken werden lassen. Das rührte den Kranken so tief, daß er dem hübschen Weibe jurante, er werde, sobald er wieder zu Kräften gekommen wäre, sein Testament zu ihren Gunsten machen, und das erweckte wieder neuen Kummer bei der armen, kindlichen Phemie — sie hieß Euphemia — und sie schluchzte: „Nein — nein — Bauer, das dürft Ihr nicht thun, Euer Gut gehört Stina, Stina ist Euer Kind und sie hat mich wie eine Mutter aufgenommen und aufgezogen,

als sie mich auf der Heerstraße fand, wie ich kam, verstoßen und verlassen, so werde ich wieder gehen, wenn Ihr in der Grube liegt, ich stehe Lukas und Stina schon lange im Wege!“

Phemia war nämlich ein Findelkind; die damals siebenzehnjährige Stina hatte die Kleine buchstäblich im Walde aufgefunden, sie wußte nichts, als daß sie Euphemia heiße, und

Die schmiegsame kleine Creatur spielte sich denn auch richtig in alle Herzen hinein, selbst in das ihres alten Pflegevaters, der seinen „flüggen Affen“ von keinem Preis wieder gegeben haben würde. Er bemerkte nun auch, daß Stina, trotz ihrer jungen Jahre, etwas „almütig“ sei und daß sie nichts „Flöriges“ an sich habe. Wirklich konnte die Natur

in ein und derselben Menschenrasse kaum abweichendere Formen hervorbringen als in den beiden Gebieterinnen des Brinker-Hofes. Stina sah von klein auf alt aus, das heißt nicht greisenhaft, sondern wie ein altes Klosterbild, mager, eckig, verschlossen, dabei waren ihre Züge beinahe schön, von jenem strengen, batavischen Schnitt, der eine große gebogene Nase, einen kleinen schmallippigen Mund, lichtbraune, schüchterne Augen und weiches braunes Haar bedingt, Gesichter, die so bedeutend sein könnten, wenn sie nicht wie geistig schlummernd einen steten Mummienausdruck festhielten. Daneben Phemie — alles Farbe, Rundung, Beweglichkeit, sie reichte, als sie erwachsen war, ihrer Pflegemutter nur bis an das ziemlich spitz zulaufende Kinn, man konnte nicht eigentlich sagen, was an dem blonden Mädchen hübsch war, aber gefallen mußte einem alles an ihr. Stina hatte natürlich viele Bewerber, sehr annehmbare sogar, aber sie wies alle ab; was sollte aus dem arbeitscheuen Pflegekinde werden, wenn Stina heiratete? Die Angehörigen der bevorzugten Freier wollten nichts von der „Wuschmaid“ wissen, und ohne ihre sorgende, hegende Schützerin hätte das „Ding“ nicht fertig werden können. Allmählich zogen sich die jungen Burschen in der Überzeugung zurück, Stina wolle ledig bleiben, einige Witwer boten sich und ihre Sprößlinge nicht ganz ohne Aussicht an, aber schließlich gewann es Stina doch nicht über sich, den eifersüchtigen Thränen ihres Lieblings zu widerstehen und sie opferte jeden anderen Gedanken. Stina schloß unvermerkt in die Ahren, man gewahrte überhaupt nicht viel von ihren Empfindungen, außer wenn dieselben, „das Kind“ betrafen, und so kam unversehens der



Ein Studienkopf. Von A. Seifert.

niemals meldete sich jemand um die „Zugelaufene“. Stina beredete ihren zum Geize neigenden Vater, ihr eine Gesellschaft und für später eine Hilfe zu gönnen, denn Stina war sein einziges Kind und hatte nach dem frühen Tode der Mutter alle häuslichen Pflichten auf ihre jungen Achseln genommen, ohne daß man je nach ihrem Herzen fragte. Vater Wilm gestand ihr denn auch das „Spielbing“ zu und über die junge Pflegemutter kam etwas wie eine schüchterne Jugendblüte, sie überwachte ihr „Spielbing“ mit einer an Anbetung freiführenden Bewunderung und trug ihr alles zu, was sie Erfreuliches und Begehrtes erreichen konnte.

Tag heran, wo Wilm Dierksen seiner Tochter erklärte, er gedenke ihr Pflegekinde zu ihrer Stiefmutter zu erheben. Stina war wie in der Wüste verirrt, Phemia sprach von ihrer Dankbarkeit, sie weinte und lachte, sie beruhigte ihre Umgebung mit Versprechungen, die niemand, sie selbst am wenigsten glaubte, und eines Tages war die Trauung; die zahlreichen Zuschauer der heiligen Handlung zeigten dabei solche Zeichenbittermienen, daß sich Phemie wie Hilfe und Schutz suchend in die Arme ihrer mütterlichen Stiefmutter stürzte und sie ansah: „Du verläßt mich nicht, Stina, ich kann nicht ohne dich leben!“

„Von dir kann man Kunststücke lernen, Stina!“ sagte eine Nachbarfrau halb spottend, halb die Selbstlosigkeit der jetzt mehr als Dreißigjährigen bewundernd.

Stina führte das Kunststück, die mit der Trägheit zunehmenden Launen der kindischen Bäuerin, die wachsende Nechthaberei ihres Vaters, der immer schwächer gegen sein junges Weib, immer anspruchsvoller gegen seine Umgebung wurde, mit der Leitung der Hauswirtschaft zu vereinen. Nach einiger Zeit entstand — Phemie wußte und Stina ahnte, woher? — in Wilm Dierksen die Idee, sich selbst zur Ruhe zu setzen und in Lukas einen Großknecht und Nachfolger zu erwerben. Lukas hatte selbst ein kleines Vermögen, er würde ohne die Nebenbeziehungen kaum einen Dienst übernommen haben, und da er mehr arbeitete als die anderen Knechte, so war seine Stellung auch eine freiere. Es kam mehr Leben mit ihm ins Haus, Phemie litt weniger an ihrem Kopfschmerz, der eine höfliche Bezeichnung für ihre übellaulige Langeweile abgab, als bisher, und Stina — Stina schaffte sich allerhand buntes Sonntagsgewand an und ihre Stiefmutter bemerkte eines Tages, daß sie anfangs dicker und röter zu werden. Es ist wahr, daß Phemie sich sehr viel mit Lukas zankte, aber Lukas mußte ein „frommer Junge“ sein, meinte der Alte, denn er nahm es ihr nicht übel.

Nach dem Schlaganfall „des Ältesten“ redete Lukas eines Tages zu Stina über die Zukunft: „Der Doktor meint ja, jeder Arger könnte deinen Vater mitnehmen, besser wir bringen das zwischen mir und dir zuvor in Ordnung, damit du mir hernach nicht zu kündigen brauchst. Wenn dir aber zu Mute ist wie mir, dann schlägst du gleich ein!“

Stina erröte, ein warmes Licht brach aus ihren Augen, sie hob rasch beide Hände, aber nur zögernd legte sie dann ihre arbeitsstarke Rechte in seine ausgestreckte Schwurhand, es fiel ihr ein, daß Phemie am Morgen gesagt hatte: „Lukas wird nun eilig den Fuß auf deinen Hof feststellen und dich nimmt er mit in den Kauf, wenn du auch schon alt und überjährig bist!“ Das freudige Wort erstarrte also auf Stinas Lippen und sie entgegnete: „Wenn es der Bauer, mein Vater, so festhält, dann bin ich nicht dagegen!“

Stina that Lukas an diesem Tage ein bitteres und folgenreicheres Unrecht an. Als er acht Monate später als Stinas Mörder vor das Schwurgericht gestellt wurde, sagte er aus, seine Werbung sei ihm recht aus dem Herzen gekommen, aber es habe ihn „töchtig verdrossen, daß seine Braut die Sache so stillstimmig aufnahm.“

Wilm Dierksen nahm den Heiratsantrag in bester Stimmung auf, aus vielen Gründen, obwohl er nur den nannte: „Gut, daß dem Geschwäze, Lukas sähe öfters auf die Bäuerin als auf Stina, ein Stücken beigesteckt wird! Wenn ihr zwei auf dem Felde seid, ist's ohnehin nichts mit Phemiens Pflege, die Frau ist noch zu jung!“

„Wer hat das von mir geredet?“ fragte Lukas die Fäuste ballend.

„Ich kann's nicht erinnern!“ war des Kranken Antwort, obwohl es ihm Wort für Wort in der Seele brannte, daß Phemie selbst ihm dies und jenes über des Knechtes Annäherung an sie mitteilte in ihrer kindlichen Rücksichtslosigkeit. Der alte Mann langweilte sie so und sie hatte gehört, ein Zornanfall könne ihn töten, einmal und zwar bald mußte er ja so wie so sterben.

Vor dem feierlichen Verspruch des Brautpaares, der dadurch besiegelt wurde, daß des „Einheiraters“ künftiges Besitztum von dessen Verwandten mit einem Besuch bedacht wurde und die Burschen der Nachbarschaft rings um das Haus ihre alten Jagdflinten abknallten bis in den späten Abend, ging Lukas auf zwei Tage in sein Heimatdorf, um seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen. Er wollte am Sonntag zurückkehren, Stina kämpfte hart mit sich, ob sie ihm entgegengehen solle, aber er hatte mit keinem Worte diesen Wunsch verlauten lassen und sie, mit ihrem zagenden Herzen durste nicht den ersten Schritt zu größerer Vertraulichkeit wagen. Sie wartete — wartete! Der Eisenbahnzug, den er benutzen mußte, war doch schon lange vorüber und die Station kaum fünfzehn Minuten entfernt. Endlich kam er, Stina atmete auf, er war in Begleitung des Schulmeisters — was alles hatte ihr die Ungeduld vorgespiegelt? Es war nichts, gar nichts Ungewöhnliches geschehen. Als der Schulmeister seinen ehemaligen Zögling Stina begrüßte, sagte er neckend: „Si ei Stina, wär' nicht notwendig gewesen, daß du vor deinem alten Magister in die Büsche flüchtest, wenn du mit dem Lukas da einen kleinen Schwaz am Wege hast!“

Der Kranke richtete sich so jäh vom Kissen empor, daß er schmerzstöhnend auf dasselbe zurückfiel, dann schrie er: „Stina war's nicht — Stina war bei mir —!“

„Vater,“ unterbrach ihn Stina in ihrer sanften Weise und bettete den gequälten Mann sorgsam in die bequemste Lage, „Vater — Ihr waret einen Augenschlag lang entschlimmert und da lief ich flink auf den Weg — Lukas entgegen!“

Ein böses Auflachen drang neben der Thür in die dämmerige Stube, in welche man den „Ladefant“ mit dem Gelähmten getragen hatte. „Lüge nicht, Stina,“ rief Phemie, „du warst's nicht, die Lukas entgegen ging, denn ich war's selbst! Da es dem Bauer nichts verschlägt, daß ich nach seinem Tode eine Bettlerin sein werde, so kann's ihm auch recht sein, daß ich meiner Jugend die Ehre gebe und gern mit jungen Menschen rede — wenn mir geschrieben wäre, was einer Bäuerin zukommt, dann stünde es anders, dann —“

„Schweig!“ befahl Stina mit einem Tone, wie man denselben noch nie von ihr vernommen hatte — „schweig — Mörderin!“

Es trat eine jähe Stille ein, der Schulmeister bemühte sich, mit zitternden Händen die Lampe anzuzünden, als sie endlich brannte, hasteten aller Blicke auf Stina, welche den Kopf ihres Vaters an ihre Brust gelehnt hatte, so daß nichts von dem Kranken zu sehen war. Sekunde auf Sekunde verrann, ohne daß jemand das grauenhafte Schweigen zu unterbrechen wagte, endlich ließ Stina den Körper ihres Vaters aus den Armen gleiten, drückte ihm die Augen zu und verließ lautlos das Haus.

„Tot!“ sagte der Schulmeister.

Mit dem Schrei: „Ich fürchte mich so entsetzlich vor Leichen!“ klammerte sich Phemie an den Arm des todblassen Lukas, dieser aber stieß sie von sich, daß sie beinahe auf den Toten getaumelt wäre und stürmte hinaus.

In der Umgegend machten sich die Leute Sorge, wer denn fortan auf dem Brinkerhofs „Kommandieren“ werde, Phemie stand der Mund wohl darnach, aber der Kopf war kindisch, Stina war all ihr Lebtage hartmülig im Reden gewesen, was man so schlechtweg „verprügelt“ oder „untergebuttert“ nennt, und von Lukas endlich wußte man ja nicht, auf welche Nummer er spielte. Das Landvolk, das sich, weniger gewählt als die geschulten höheren Stände, in Vergleichen und Umschreibungen äußert, erschöpfte sich in ähnlichen Betrachtungen, ohne doch den Ausschlag zu finden, den Stina der schwankenden Zukunftswage längt und ohne jedes Faudern gegeben hatte. Sie erfaßte noch strammer und scharfsichtiger als ihr kaum in die Erde versenkter Vater die Leitseile der Hauswirtschaft. Schon bei der „Grube“, dem Leichenschmaufe, hatte sie sich wirklich schön benommen mit Bewirtung, Nötigung und Ansprache, sie sah dazu in dem strengen Trauergewande beinahe besser aus, als die hilflose Witfrau Phemie, welche eine überhoch aufgebaute Trauerhaube trug und nicht recht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte.

Das Leid ihrer Seele hatte Stina mündig gemacht, der Ekel an der Bestechlichkeit des Männerfinnes! Ihr Vater — Lukas — waren sie nicht beide auf den trügerischen Moorboden gegangen, der wie eine Wiese grünte und doch tödlich ins Verderben zog, wem es gelüstete heranzutreten? Wilm Dierksen war bereits altersschwach, als es ihm geschah — aber Lukas stand in voller Kraft da wie eine Eiche. Und war er denn der Lockung verfallen? Stina wollte prüfen. Sie konnte es, denn Ordnung und Sitte verlangte, daß die Haushaltung ehrbarlich bestehen blieb wie sie bestand, wer etwa nach dem Tode des Ältesten — vom Posten gewichen wäre, der hätte sich selbst ein böses Zeugnis gegeben. Der rechte Landmann fühlt sich weniger an den Besitzer als an die Scholle gebunden, so wie auch die Kasse mehr am Plage, als an deren Bewohner hängt.

(Fortsetzung folgt.)



Helden. *

Von

Helene v. Gözendorf-Grabowski.

(Fortsetzung und
Schluß.)

In einem Tage, der ein tüchtiges Gewitter und danach erfrischende Kühle gebracht hatte, traf Lucjan die junge Gräfin ganz zufällig auf freiem Felde. Er kehrte von einigen Krankenbesuchen in dem zu seinem Kirchspiel gehörigen Nachbardörfchen zurück und Lania Ostrogska schloß sich ihm zutraulich auf dem Heimwege an. „Ich gedachte mir nur einige Atemzüge frischer Feldluft zu holen und dann wieder einmal im Pfarrhause vorzusprechen,“ sagte sie. „Aber so ist es viel besser. Ich möchte mancherlei Ernsthaftes mit Ihnen erörtern, Hochwürden.“

„Da begegnen sich unsre Wünsche, Gräfin. Auch mich verlangte danach, Sie noch einmal ungestört zu sprechen vor — der Entscheidung. In meiner Eigenschaft als Seelsorger ist es mir ja gestattet, Ihre persönlichen Angelegenheiten — wie diejenigen meiner andern Pfarrkinder — zu den meinen zu machen, ohne den Verdacht der Indiskretion und Zudringlichkeit auf mich zu laden.“

Sie antwortete ihm durch einen schönen, ausdrucksvollen Blick. „Hoffentlich hat der Freund ebensoviel Anteil an Ihrer mich beglückenden Teilnahme, als der Pfarrer, Hochwürden!“

„Sie wissen es, Gräfin. Und dieser Freund möchte Sie um jeden Preis vor dem Irregehen bewahren, zumal, da er

* Nachdruck verboten.

aus eigener Erfahrung weiß, wie bitter sich ein derartiger Fehlgriff rächen, wie verhängnisvoll er für das ganze Leben werden kann!“

„Aus eigener Erfahrung! . . . Also doch —“ sagte Lania Ostrogska halblaut, wie zu sich selbst. „Ich ahnte es ja . . .“

„Und ich las diese Ahnung in Ihren Augen, Gräfin,“ fühlte aber gleichzeitig, daß mein trauriges Geheimnis bei Ihnen sicher aufgehoben sei. Niemand auf Erden — am wenigsten jene alte, weißhaarige Frau, deren einzige Stütze ich bin — darf jemals vermuten —“

„Ich weiß zu schweigen, Hochwürden. Ich verstehe nun alles, außer dem einen: daß Sie nicht unglücklicher sind!“

„Ernste Arbeit, treue Pflichterfüllung tragen einen tiefen Segen in sich und befriedigen zuletzt immer, Gräfin. Das Bewußtsein, meiner alten Mutter ein sorgenfreies Leben bereitet zu haben, den Leuten von Sapienka notwendig und lieb geworden, mit ihren kleinen Lebensinteressen gleichsam verwachsen zu sein, gewährt mir eine hohe Genugthuung. Hier braucht man mich! Wer sagt mir, daß ich an einem andern Plage Größeres leisten, mehr innere Befriedigung davontragen würde? Vielleicht wohnt da draußen das Glück noch weniger als hier!“

„Vielleicht . . .“ wiederholte sie gedankenvoll, im Ton der Frage hinzusetzend: „So erscheint es Ihnen also jetzt gut, wie es eben ist? Und Sie gedenken bis zum Ende auszuharren?“

„Allerdings. Meinen Sie nicht auch, daß der himmlische Gärtner am besten wissen muß, welcher Boden für seine Menschenblumen der rechte ist — und daß er sie ohne ihr eigenes Zutun verpflanzen wird, wenn es ihm für ihr Fortkommen notwendig erscheint?“

„Oder er läßt sie sterben —“

„Wenn ihre Stunde da ist,“ ergänzte er. „Die innern Erfahrungen der letzten Monate — auch Sie, Gräfin, haben teil daran — gaben mir viel und ernst zu denken; sie brachten auch Stürme, aber die waren heilsam, indem sie den jahrelang aufgehäuften Staub alter, ungesunder Empfindungen in meiner Seele emporwirbelten und verwehten. Nun wohnt Klarheit darin. Ich glaube, ich will glauben, daß es mir vergönnt sein wird, hier in Sapienka so gut als irgendwo sonst in der Welt meine Lebensaufgabe voll und ganz zu lösen!“

Sie antwortete nicht. Sie hatte ihr Antlitz in den frischduftenden Feldblumenstrauß gedrückt, welchen sie in der Hand trug und erhob es erst wieder, als seine klangvolle Stimme von neuem an ihr Ohr tönte. „Nun zu Ihnen, Gräfin. Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken?“

Ihre glänzenden Augen schauten ihn über die Cyanen und feuerfarbigen Mohnblumen hin warm und herzlich an. „Das will ich. Zunächst sagen Sie mir nun aber einmal ehrlich Ihre Ansicht über Stanislaus Gzarski und Kaplince. Meinen Sie nicht, daß es um den einen wie um das andere anders, besser stehen würde, wenn Stajzós Mutter und Schwester noch lebten, oder —“

„Oder wenn er eine Gattin hätte —“ ergänzte Lucjan. „Unzweifelhaft, Gräfin. Der Einfluß einer Frau — zumal einer geliebten — vermag viel; ich bin sicher, daß er sich auch in Kaplince auf das wohlthuendste fühlbar machen würde. Aber — bedenken Sie es — die Aufgabe dieser „Erlöserin“ ist eine sehr ernste und schwere, an welche ein großer Fond von Liebe und Geduld gesetzt werden muß!“

„Sie wissen, daß ich mein Leben nicht verzetteln, sondern für eine große, gute Sache einsetzen möchte, Hochwürden.“

„Ja — aber in der Welt“ draußen! In der Welt der Freiheit und der — Helden! So glaubte ich Sie neulich zu verstehen.“ Eine heiße Röte lief über ihr Antlitz. „Wer bürgt mir dafür, daß ich dort Größeres leisten, mehr innere Befriedigung davontragen würde als hier? Das Wort paßt für mich wie für Sie, Hochwürden. Und dann: auch mir hat die jüngste Zeit „lustreinigende Gewitterstürme“ gebracht — und manche Erkenntnis und Wandlung. Ich glaube es jetzt: auch ein Mann des Friedens kann ein Held sein!“

Er bückte sich zu einer blaßblühenden Kornrade nieder, während er, ohne auf ihre letzten Worte Bezug zu nehmen, entgegnete: „Der Opfermut ist etwas Großes und Schönes, Gräfin, und während wir im Feuer der ersten Begeisterung stehen, erscheint die erwählte Mission uns niemals zu schwer! Aber Sie müssen weiter denken. Das verflärende Morgenrot erlischt, dann sehen wir den Tag unfres Lebens erst wie er wirklich ist; die Flügel der Seele erlahmen, die Füße werden müde und wund und wollen uns nicht weiter tragen auf der endlosen, steinigen Bahn . . . Sehen Sie, Gräfin, ich weiß, daß Stolz und Pflichtgefühl großen Teil haben an Ihrem Entschlus: Sie wollen den gleichsam zum Vermächtnis gewordenen Wunsch der Eltern respektieren und damit zugleich des Bruders Zukunft sicher stellen — Sie wollen Pan Gzarski Wohlthat mit Wohlthat vergelten — wollen ihm sozusagen nichts schuldig bleiben! Segen keinen dieser Gründe läßt sich etwas einwenden, aber sie reichen alle nicht hin, um das Opfer eines ganzen Lebens zu rechtfertigen.“

„Stajzo braucht mich mehr als irgend jemand sonst, Hochwürden. Es wird mir Befriedigung gewähren, ernste Pflichten zu haben und wahrhaft nützen zu können. Lehren Sie es mich doch selbst: „Ernste Arbeit, treue Pflichterfüllung tragen einen tiefen Segen in sich und befriedigen zuletzt immer.“ Sehen Sie, Hochwürden, bisher wirbelte ich wie ein windgetriebenes Blatt umher, nirgends daheim, keiner Menschenliebe, keiner notwendig. Jedes Loos erscheint mir beneidenswert im Vergleich zu diesem!“ Ein feuchter Schimmer trat in ihre Augen, während sie das sagte, und ihre Lippen bebten leise.

„Armes Kind!“ sagte der junge Priester vor sich hin, wie wenn er es nur habe denken wollen.

Und nun tropften Tánias Thränen heiß und schimmernd hernieder auf den bunten Strauß. Noch niemals hatte ja eine Menschenstimme so weich und warm zu dem Herzen der Waise gesprochen! Lucyan ging ruhig neben der Weinenden her. Er kannte die erlösende Kraft solcher Thränen zu gut, um Tánia diese Wohlthat zu verkümmern. Eine Zeit lang schritten sie schweigend auf ihrem einsamen Wege vorwärts; allgemach beruhigte sich Tánia und der frische Atem des Feldes trocknete die Thränenpuren von ihrem erhitzten, jungen Gesicht. „Wie wohl das that!“ sagte sie tief aufatmend, „und wie ich Ihnen Ihr Verständnis, Ihre tiefe Güte danke! . . . Ich wollte, Sie schenken mir etwas, irgend ein Blättchen oder dergleichen, was ich zur Erinnerung an diese Stunde in mein Gebetbuch legen, bei dessen Anblick ich mir später sagen könnte: Du hast die gesegneten Tage in Sapienka nicht nur erträumt, und auch jenen blassen Mann mit dem Feldherrnantlitz nicht, Tánia! Und er ist und bleibt dein Seelsorger und Freund!“

Der junge Priester zog ein kleines schwarzes Buch aus der Tasche und entnahm demselben ein einfaches Bild; es



„Nun ist's Zeit! Sieh acht, daß du den rechten Ellenbogen frei behältst!“

zeigte einen Wandersmann mit Pilgerstab und Muschelhut. Darunter standen die Worte: „Nie mamy tu mieysca trwalogo.“ (Wir haben hier keine bleibende Stätte.) „Wollen Sie dieses Leszeichen von mir nehmen, Gräfin? Ich benutzte es, so lange ich denken kann.“

Sie streckte hastig die Hand danach aus. „Ich danke Ihnen! Es liegt ein kräftiger Trost in diesem Wanderspruch. Droben wird es keine Kämpfe geben. . . Ich werde aber immer an Ihr Wort von den Helden denken beim Anblick dieses Pilgers, und es wird mir dazu helfen, auch mutig, treu und tapfer meinen Weg zu gehen.“

Er machte das Zeichen des Kreuzes über dem blonden Haupte. „Der Himmel gebe seinen Segen zu all' Ihrem Thun!“ sagte er. „Meine Gebete werden immer mit Ihnen sein — Sie wissen es.“

Sekundenlang standen sie mit einander still am Eingang der Dorfstraße von Sapienka. Die Kirchenglocken läuteten soeben den Abendsegens. Als der letzte Ton verhallt war, reichten sie einander die Hände zum Lebewohl, da ihre Wege sich trennten. Nicht nur für diesen Abend. Für alle Ewigkeit.

Wenige Tage später erschien Pan Borowski selbst im Pfarrhause, um seinen Kaplan zu der Verlobungsfeier einzuladen. „Es wird an nichts fehlen, bei meiner Seele!“ sagte der alte Edelmann, mit selbstgefälligem Schmunkeln seinen spitzen, grauen Schnurrbart drehend, „selbst der große alte Trinkfeld aus Poniatowski's Nachlaß wird die Kunde machen. Der Schuh der Braut, wissen Sie, aus welchem ihr Wohl getrunken werden soll, ist ein Wunder von Schönheit — eine Nachbildung des Brautschuhes der schönen Katharina Opalinska.“

„Zu welcher Zeit sind die Gäste geladen?“ fragte der junge Kaplan, um nur etwas zu entgegenen.

„Sie versammeln sich bereits heute Abend bei mir. Aber morgen mit der Mittagssuppe beginnt erst das eigentliche Fest. . . Ich will, daß ganz Sapienka morgen einen Feiertag habe; niemand soll arbeiten. Ich werde reichlich Braintwein verteilen lassen, damit die Leute auf Tánias Gesundheit trinken können. . . Nun, Sie sind bereits heute Abend auf dem Gutshofe willkommen, Hochwürden. Wir werden ein feines Weinchen, so recht etwas für eine geistliche Zunge, fließen lassen und sehr lustig sein.“ Nach diesen Worten verabschiedete sich Pan Borowski in seiner jovialen, geräuschvollen Art.

Lucyan hatte eine ausweichende Antwort erteilt. Er wußte, daß es ihm, als dem Hausgeistlichen der Borowski's, nicht gestattet war, sich dem Martyrium der morgenden Festlichkeit ganz zu entziehen; aber dem Tringelage des heutigen Abends beizuwohnen, dazu lag keine Notwendigkeit vor.

„Wohin gehst Du?“ fragte die Kzewuska, als sie Lucyan bei hereinbrechender Dämmerung nach Hut und Stock greifen sah. „Darf ich dich zum Abendessen zurückermarten?“

„Gewiß. Ich werde demselben alle Ehre anthun, Mütterchen.“ Ein besorgter Ausdruck lag in ihren Augen; er beantwortete denselben mit einem Kuß und verließ festen Schrittes, ein freundliches, beruhigendes Lächeln auf

den Lippen, das Pfarrhaus, und ging und ging, ohne selbst zu wissen wohin. Sein Herz war traurig, aber ruhig. Er wußte, der Sieg war sein. Und in wenigen Wochen würde diese Zeit der schwersten Kämpfe hinter ihm liegen wie ein wirrer Fiebertraum — die Rosenpracht würde verblaßt sein und Tánia gegangen. . . Seinem vermessenen Wunsche war Erfüllung geworden. Er hatte das Glück gesehen! Das selbe hatte mit leiser Schwinge seine Stirn gestreift — im Vorüberfliegen! Würde es nun gelingen, den Lichtstrahl gelassenen Sinnes heintzutragen und damit hauszuhalten sein Leben lang? Er hoffte es. Er fühlte etwas wie die sichere Verheißung himmlischen Bestandes in sich. „Die gnadenreiche Jungfrau wird wissen, was mir frommt, und wird es mir beschern!“ sagte er halblaut zu sich selbst und der Klang seiner eigenen Stimme weckte ihn aus dem tiefen Sinnen, so daß er die Augen wieder auf äußere Dinge richtete und wahrnahm, wo er sich befand: hart an der Landstraße, auf welcher die Gäste kommen mußten, zum Teil wohl bereits gekommen waren. Ein Geräusch wie ferner Hufschlag machte sich in der abendlichen Stille vernehmbar und Lucyan hielt sekundenlang seinen Schritt an, während er dachte: „Das kann Pan Czarski sein; dieser kurze Trab ist seine Art. Muß ihm sein Kappe heut nicht wie beflügelt erscheinen auf diesem Ritt nach dem Glück?“ Mit einer Art schmerzlicher Spannung richtete er seine Augen auf den sich nähernden Reiter, dessen Umrisse sich hoch und dunkel gegen den blaßgeirnten Himmel abhoben. „Er ist's!“ sagte sein pochendes Herz.

„Er ist's!“ echote ganz nahe eine rauhe, zum Flüstern herabgedämpfte Stimme. Der junge Priester zuckte zusammen.

„Nun ist's Zeit! Sieh acht, daß du den rechten Ellenbogen frei behältst!“ Diese aus einer zweiten, gleichfalls branntweinrauchen Kehle kommenden Worte verrieten Lucyan, daß sich zwischen den Tannen zu seiner Linken zwei Männer verborgen hielten. Zu welchem Zweck, ahnte er noch nicht, aber es ward ihm in der folgenden Sekunde klar. Die stattliche Figur des Pan Czarski, der wie aus Erz gegossen auf seinem schwarzen Pferde saß, zeigte sich soeben mit ziemlicher Deutlichkeit auf der mondbeleuchteten Straße. Gleichzeitig trat eine dunkle Gestalt aus dem Tannendickicht hervor, den rechten Arm nach dem Reiter hin ausstreckend. „Ozort! (Satan!) Meine Hand zittert, aber er soll es dennoch bekommen! Heimgezahlt soll er werden, für — in nächsten Augenblick stand Lucyan Kzewuski hoch aufgerichtet zwischen dem Manne und der Straße. In seinem langen, dunkeln Priesterrock, mit dem bleichen, vom zitternden Mondlicht umflossenen Antlitz erschien er dem Erschrockenen vielleicht wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt, wie ein Nachgott — derselbe stieß einen kurzen Schrei aus und sank jählings in die Kniee. Aber die Mordwaffe in seiner Hand entlud sich dennoch. Die Kugel fand ihr Ziel. Lautlos brach der junge Priester am Saum der Landstraße zusammen.

Das war ein Tag voller Trauer und Thränen, der da hatte so freudenvoll sein sollen: der Verlobungstag der jungen Gräfin Ostrogska! . . . Natürlich war durch die Schreckensnachricht Pan Borowski's Fest zu Wasser geworden. Ganz Sapienka und Umgegend befand sich in Aufruhr über die an der geheiligten Person des allgeliebten Kaplans verübte ruchlose That! . . . War es erhört, dem Manne Gottes, der jeden seiner Schritte durch eine That der Liebe, des Segens bezeichnete, mit dem Mordblei nachzustellen?

Noch bevor sich die erste Panik gelegt, brachten die Landgendarmen den Woicich gefesselt daher. Sie hatten ihn betrunken im Walde von Sapienka gefunden und schon unterwegs ein Geständnis von ihm erpreßt. Der Czernonek hatte es gethan. Aber es war dabei auf keinen Mord, am allerwenigsten auf die Person des hochwürdigen Herrn Kaplans abgesehen. Broń Boże! (Gott behüte!) „Brüderchen,“ hatte der Czernonek nachmittags in der Schenke gesagt, „dazumal, als Pan Staszo so gnädig war, mir mein Auge auszuschlagen, stand ich dicht daran, die Lisbetka von Piesno drüber zu freien, Ihr wißt es, und wißt auch, daß der Einäugige dem Mäd'el dann nicht mehr anstand. Jetzt ist der Abrechnungstag da. Auge um Auge, so heißt's in der Schrift. Pan Staszo soll mir seines für meines geben — just da auch er im Begriff steht zum Altar zu treten. Taxiere, daß seine Geschichte mit der gnädigen Panienka dann ebenso lustig verlaufen wird als die meinige mit der Lisbetka von Piesno! So, Brüderchen, soll reiner Tisch gemacht werden zwischen dem gnädigen Pan Staszo und seinem dereinstigen Stallknecht.“

So ungefähr hatte der Czernonek im Krüge gesprochen und danach Arac bestellt; starken Arac! Dieses Teufelsgetränk war an allem Schuld. Ohne den verdammten Rausch wäre das Unglück nicht geschehen! . . . Und nun beschrieb Woicich die Szene an der Tannenschonung, aus welcher sich ergab, daß Lucyan Kzewuski freiwillig zwischen den Czernonek und den Gegenstand seines Hasses getreten war — freiwillig mit dem eigenen Leben dasjenige des Pan Czarski erkaufte hatte.

Diese neue Version erhob den Kaplan nun vollends zum Heiligen!

Vor dem Pfarrhause flutete unausgesetzt eine laute, erregte Menschenmenge auf und ab; Gruppen weinender und klagender Weiber und Kinder standen im Garten umher oder hockten auf den Treppentufen. Hin und wieder huschte jemand ins Haus, um der Kzewuska ein paar Worte des Mitgeföhls zu sagen. Das Kommen und Gehen, das Schluchzen und Murren, das ganze, zur halbgeöffneten Hausthür hereinbringende Tongewirr erweckte eine Art schmerzlicher Genugthuung in Mütterchen Mascha. Alle diese Leute weinten und klagten

mit ihr! Alle teilten ihr Martyrium! Alle beteten gemeinsam um Erhaltung des teuern Lebens, dessen Erlöschen ja nicht nur über ihr Mutterherz, sondern über die ganze Gegend tiefste Dunkelheit bringen mußte! . . .

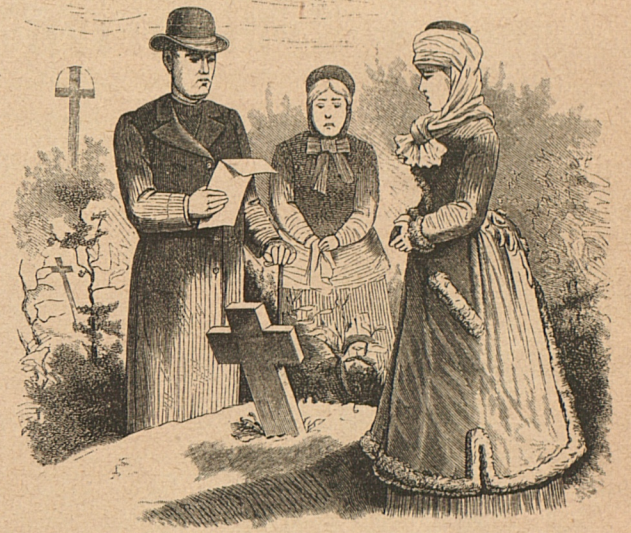
Die Kzewuska ward es deshalb auch nicht müde, die unzähligen teilnehmenden Anfragen der guten Leute ausführlich zu beantworten, und so vernahmten sie es denn, daß ihr Kaplan aus seiner tiefen, durch den starken Blutverlust herbeigeführten Ohnmacht wieder erwacht und, obgleich äußerst erschöpft, zur Zeit ohne erhebliche Schmerzen sei, auch bereits ein wenig gesprochen habe. So blieb er seiner Gemeinde vielleicht dennoch erhalten! An dieses schwache, goldene „Vielleicht“ klammerte sich trotz des Dorf-Askulaps bedenklicher Miene — alles an, auch die Borowski's und Pan Czarski, welchen der Vorfall nahezu von Sinnen gebracht hatte. Er war sofort nach der Stadt geritten, um den Kreisarzt herbeizuholen. Lucyan hatte ihn vergeblich von diesem Vorhaben abzuhalten versucht. Niemand glaubte ihm, wenn er sagte: „Mir hilft kein Arzt mehr.“ Er sah eben garnicht wie ein Sterbender aus; seine Augen blickten so klar und lebensvoll, es lag ein so zufriedener, fast froher Ausdruck auf seinem schönen Gesicht.

„Sie müssen leben! Wenn nicht um Ihret, so um meiner willen!“ hatte Pan Czarski, neben seinem Ruhebett knieend, gesagt; „oder es wäre barmherziger gewesen, Sie hätten die Kugel jenes Schurken ihr vorbestimmtes Ziel finden lassen!“

„So denke ich nicht,“ lautete des Priesters sanfte Entgegnung. „Sehen Sie, Pan Stanislaus, für Sie giebt es noch viel zu thun auf Erden. Die Himmlischen haben Sie zum Herrn über reichen Besitz, über viele Menschenleben gesetzt! In Ihrer Hand liegt das Schicksal einer kleinen Welt!“

Da hatte Pan Czarski heftig das Haupt geschüttelt und mit halbabgewandtem Haupte geantwortet: „Meine Leute lieben mich nicht, Hochwürden, und hätten lieber heut als morgen einen neuen Herrn, wissen Sie das nicht? Es ist übrigens meine eigene Schuld. Ich war ihnen niemals ein gütiger, wohlwollender Gebieter!“

„Um so mehr schulden Sie der Zukunft, Pan Stanislaus! Ich bin gewiß, diese Zukunft, welche Ihnen ja auch durch Ihre Verbindung mit Gräfin Tánia neue heilige Pflichten auferlegt, wird reichlich alle Unterlassungssünden der Vergangenheit ausgleichen! Gemeinsam mit ihr, deren einziger



Benedict Wolynski richtete seine kleinen Augen über das Briefblatt hin.

Schutz und Schirm Sie fernerhin sein sollen, werden Sie ein neues gesegnetes Leben beginnen: beglückend und selbst glücklich!“

„Bei allen Heiligen! Ihre Zuversicht soll Sie nicht getrogen haben, Hochwürden!“ rief Pan Staszo, vergeblich gegen eine starke Rührung ankämpfend, aus. „Wie ein Schulbube will ich mein Leben und Lernen von vorn anfangen! Aber unter Ihren Augen! . . . Und nun dürfen Sie nichts mehr dagegen haben, daß ich zum Arzt reite!“ . . .

Tánia Ostrogska war die einzige, welche Lucyan nicht widersprach, wenn er vom Sterben rebete. Ihren ersten verzweifelten Schmerzensausbruch hatte niemand gesehen; jetzt zeigte sie sich still und gesaft, den Leidenden unausgesetzt mit liebevollem Eifer umsorgend.

„Der Glaube, daß ich hier so gut als draußen in der Welt meine Lebensaufgabe lösen könne, hat mich nicht getäuscht,“ sagte Lucyan, als er sich einmal mit Tánia allein befand. „Ich bin gewiß, dieses ist die Lösung — gleichzeitig eine Erlösung aus allen Zweifeln und Gefühlswirren, in welche ich mich durch eigene Schuld verstrickt sah. Mein Tod vermag mehr zu nützen, als mein Leben. Verstehen Sie mich?“ „Vollkommen,“ entgegnete sie leise. „Sie haben gelebt wie ein Held, und so wird es Ihnen auch vielleicht vergönnt sein zu sterben wie ein solcher! Meine Aufgabe hat ihre Lösung noch nicht gefunden, aber ich will ebenso redlich daran arbeiten wie Sie!“

„Es wird Ihnen reichen Lohn eintragen, Tánia! Ich weiß jetzt, daß Stanislaus Czarski Ihres Bestandes nicht unwert ist; er bedarf desselben dringend, gleichwie die armen Leute von Kaplince und Piesno liebevoller Fürsorge bedürfen.“

„Ich werde keine Pflicht verabsäumen!“ sagte Tánia Ostrogska, und es klang feierlich wie ein Gelöbniß von ihren Lippen. „Sowohl hier in Sapienka als drüber bei

den Czar'skis will ich wirken in Ihrem Sinne! Ihre Mutter soll die meine sein für Lebenszeit, Stanislaus eine treue Gefährtin an mir haben, jeder, der da ringt und kämpft im Namen des Guten, meiner Teilnahme, meines Beistandes gewiß sein dürfen. So hingebacht wird mir der Tag des Lebens nicht allzulang währen, und ich darf mich an seinem Abend des Pilgerspruches getrösten: Nie mamy tu mieysca trwalego.

„Gott segne Sie, Tania!“ sagte der junge Priester bewegt. „Nun ist alles klar zwischen uns und wir dürfen dem Kommenden ruhig ins Antlitz schauen.“ Sie drückte seine wie zum Segen ausgestreckte Hand an ihre Lippen und rief dann, eine plötzliche Veränderung in seinen Zügen gewahrend, erschrocken aus: „Sie haben sich zu viel zugemutet, Hochwürden! Dieses anhaltende Sprechen hat Sie vollkommen erschöpft!“

„Mir ist sehr wohl,“ entgegnete er lächelnd, „aber ich möchte dennoch ein wenig ruhen.“ Sie verstand seinen an ihr vorübergleitenden Blick und nahm den Platz vor dem Spinnet ein, leise den alten Pilgersang intonierend. Lucyans jetzt träumerisch verschleierte Augen ruhten noch eine Weile auf dem schönen gesenkten Antlitz, von welchem Nachdenken und Schmerz alle Leidenschaft und alle Jugendlichkeit hinweggewischt hatten. Dann schlummerte er unter den sanften, wohlbekannten Klängen ein.

„Das ist der Schlaf der Genesung!“ sagte Mütterchen Mascha, als sie eintrat und die Augen auf Lucyans freundliches Antlitz richtete. Aber es war der Tod. Still war er gekommen und hatte der gefangenen Seele die Pforte des Erdentekers geöffnet, während draußen die Rosen dufteten und die Drosseln schlugen, während die Sonne purpurn

niederhing und unter den Fingern Tania's das alte Lied melodisch austönte... Zdrowas Marya!...

* * *

Als Benedict Wolynski seinem Versprechen gemäß wieder nach Sapienka kam, fand er von dem Freunde nur noch den Hügel vor. Der Herbst streute schon die ersten bunten Blätter darüber. „Wenn Du wiederkehrst, habe ich in der That ‚ausgeträumt‘, mein Bruder,“ hieß es in den Abschiedszeilen, welche Tania Ostrogska für den Kaplan von Sitorowice aufbewahrt hatte und ihm nun am Grabe des Freundes übergab. „Beklage mich nicht. Mein ganzes Leben war Kampf; erst gegen seinen Ausgang hin fand ich Frieden. Den gönne mir nun. Benedict: ich habe auch das Glück gesehen! Und bevor sein Flügelschlag ganz verraucht ist, hat mein Herz zu pochen aufgehört. Tröste meine Mutter und bete mit ihr. Meiner gedanke als eines Glücklichen.“

Benedict Wolynski richtete seine klugen Augen über das Briefblatt hin auf die junge Gräfin, welche in ihrem dunkeln, schleppenden, pelzverbrämten Gewande wie eine Statue der Resignation zu Häupten des Hügel's stand. „Der Rat'schluß des Höchsten sei gepriesen!“ sagte er dann und kniete neben der weinenden Kzewuska nieder.

* * *

Das bunte, alte Heldenbild des tapfern Pan Stanislaus Kzewuski hängt heute in einem kleinen Turngemach des Schlosses von Kaplince. Tania Ostrogska erbat es sich als Andenken von Mütterchen Mascha, welche Sapienka und ihres Kaplans Grab bei Lebzeiten so wenig als im Tode verlassen

hat... Gin und wieder erzählt die Schloßfrau von Kaplince ihren Kindern, den beiden trotzigigen Buben und der kleinen blonden Lucya, welche wie ein Märchen aussieht, von dem schlichten Manne im dunkeln Priesterrock, der die Züge jenes alten Soldaten getragen und gleich ihm ein Held gewesen sei! Ein Held im Leben und im Sterben! Die Kinder hören diese Geschichte immer wieder mit heiligen Schauern an; sie wissen es, daß Kaplan Kzewuski für ihren Vater in den Tod gegangen ist, daß alljährlich an seinem Sterbetage in den Kirchen von Sapienka, Kaplince und Piesno Messen für seine Seele gelesen werden, und haben bereits mit der Mutter an seinem Hügel gekniet.

Tania Czar'ska träumt nicht mehr von großen, weltbewegenden Heldenthaten und wünscht sich auch nicht mehr einen frühen Tod, seit andre Leben an dem ihren hängen; aber bisweilen, wenn sie an stillen Sommerabenden allein im Turmstübchen sitzt, wenn die Rosen duften, ferner Vogel'sang ertönt und die Sonne purpurgoldig untergeht, dann glüht und zittert urplötzlich eine heiße tiefe Sehnsucht in ihrer Seele auf, die mit den Leiden und Freuden der Gegenwart nichts gemein hat. Dann setzt sie sich an ein kleines, altmodisches, in der Nähe des Fensters stehendes Spinnet und spielt eine schlichte Weise, aus welcher ihr eine Welt von stillen Erinnerungen aufsteigt, welche auch ihr heißes Herz oft zur Ruhe gesprochen, zum Frieden zurückgeführt hat — und vielleicht dereinst, von der blonden Lucya gespielt, ihr letztes Stündlein verkünden wird:

„Oziębia się — słonze zachodzy...“

Zdrowas Marya!“

◀ Ende ▶

Kriege reiche Erfahrung besaßen, vervollkommnete er sein militärisches Urtheil, ohne dadurch seine Schneidigkeit zu verlieren, welche das preussische Offiziercorps in so hervorragender Weise auszeichnet. Alle diese Vorzüge, desgleichen seine nahe Verwandtschaft mit dem russischen Kaiserhause — die Gemalin des Kaisers Alexander II. war die Schwester seines Vaters — lenkte, als es sich darum handelte, den aus Türkenfeindschaft befreiten Bulgaren einen Fürsten zu geben, die Aufmerksamkeit der Höfe auf den jungen Battenberger. So erhielt er 1879 von der in Tirnowa zur Regentenwahl zusammengetretenen bulgarischen Nationalversammlung vor verschiedenen Mitbewerbern den Vorzug und wurde am 29. April jenes Jahres einstimmig zum Fürsten gewählt.

Da das neue Fürstentum seine Entstehung in erster Reihe dem Kaiser von Rußland verdankte, so begab sich der Prinz von Battenberg auf die Kunde von seiner Wahl an das Hoflager in Livadia, wo er mit großer Auszeichnung empfangen und zum russischen Generalmajor ernannt wurde. Hier empfing er auch die bulgarische Deputation, die ihm die Krone anbot. Alexander nahm die ihm angebotene Fürstenwürde an und hielt nach einer Rundreise durch die Hauptstädte der europäischen Großmächte am 8. Juli seinen Einzug in Tirnowa, die alte bulgarische Fürstenstadt. Trotz aller Dankbarkeit, welche Alexander dem „befreienden“ Jaren bewies, legte er doch im allgemeinen eine gewisse Unabhängigkeit an den Tag, welche auf manche Kreise in Rußland verstimmend wirkte und ihm schließlich die bekannte „Maßregelung“ durch Ausstoßung aus dem russischen Armeeverbande zuzog. Aber gerade dieses einem Regenten durchaus notwendige Selbstständigkeitsgefühl gewann ihm das Vertrauen seiner neuen Untertanen, welche sich allmählich daran gewöhnten, nicht mehr in fremder Begünstigung, sondern in ihrem Fürsten den ersten Hort ihrer Geschichte zu erblicken. Das zeigte sich so recht in der jüngsten Zeit, als die nationale Entwicklung des bulgarischen Volkes zu einer Entscheidung drängte, welche von der gesamten Welt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Indem die Bulgaren nämlich versuchten, durch die Vereinigung mit den von ihrem Staate künstlich getrennten Stammesgenossen südlich des Balkan ihre nationale Sicherstellung zu erreichen, mußten sie so empfindliche Punkte der durch den Berliner Vertrag nicht gelösten, sondern nur vertagten „orientalischen Frage“ berühren, daß davon ein großer europäischer Krieg zeitweise kaum vermeidlich erschien. Das tapfere kleine Völkchen, das seiner Zeit ein großer Staatsmann scherzweise zu den „interessanten“ zählte und das anfangs verachtet oder doch gering-schätzig angesehen wurde, erwarb sich jetzt mit einem Male unter der Führung seines heldenmütigen Fürsten durch die glänzenden Beweise seiner Energie und Opferwilligkeit die Sympathie ganz Europas. Ein Blick auf die Vergangenheit und Gegenwart Bulgariens dürfte unter diesen Umständen für unsere verehrten Leserinnen wohl von Interesse sein.

Nach erbitterten Kämpfen am Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Türken unterworfen, hatten die Bulgaren in der Geschichte nicht mehr viel von sich reden gemacht, und es schien fast, als sei ihnen das nationale Bewußtsein gänzlich geschwunden. Aber die mehrjährige unausgesetzte Berührung mit der westeuropäischen Kultur, welche während des Krimkrieges durch die Anwesenheit der Verbündeten auf türkischem Boden vermittelt wurde, brachte in den Anschauungen wie der Orientalen überhaupt, so namentlich auch der orientalischen Slaven einen höchst bedeutsamen Umschwung hervor. Derselbe machte sich zuerst in dem Hervorkommen der nationalen Eigentümlichkeit in dem griechisch-bulgarischen Kirchenstreite kund; denn die im April 1872 vollzogene Trennung der bulgarischen Kirche von dem Patriarchen in Constantinopel verdankte thatsächlich viel weniger einem religiösen als einem national-politischen Bedürfnisse seinen Ursprung. Nachdem dieser Erfolg einmal errungen, ließen sich die Bulgaren von weiteren Versuchen, ihre Unabhängigkeit zu erlangen, nicht mehr abschrecken. Bekannt sind die dieserhalb vor einem Jahrzehnt geführten Kämpfe, und in aller Gedächtnis lebt noch die Erinnerung an die famosen „bulgarian massacres“, bei denen viele Tausende von Menschen ums Leben kamen. Die Folge davon war jener russisch-türkische Krieg, welcher durch den Frieden von San Stefano und den Berliner Vertrag beendet wurde. Die Bulgaren wurden hierbei in zwei durch den Balkan geschiedene Hälften geteilt: das Fürstentum Bulgarien, welches eine durch

das Suzeränitätsverhältnis zur Pforte beschränkte Selbständigkeit erhielt, und Ostrumelien, welches unter der Verwaltung eines türkischen Generalgouverneurs verblieb.

Das Fürstentum Bulgarien, mit welchem wir es hier zu thun haben, zählt etwa zwei Millionen Einwohner, von denen der sechste Teil auf die Städte entfällt. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigung der Bulgaren. Die im Norden von der Donau, im Osten vom Schwarzen Meer, im Süden und Westen vom Gebirge begrenzte große Ebene dient, soweit sie bis jetzt kulturfähig gemacht ist, vornehmlich zum Anbau von Weizen, der hier vortrefflich gedeiht, und enthält auch bedeutende Viehweiden, auf denen Büffel, Manulesel und gute Pferde gezogen werden. Auch Wild giebt es in den dichtbewaldeten Vorbergen und Hochflächen des nach Norden zur Donau allmählich abfallenden Balkan in Menge. Mit der Zeit dürfte der Ackerbau, dessen noch weite unbebaute Flächen harren, einen größeren Aufschwung nehmen, zumal wenn der Verkehr, der bei dem Mangel an guten Landstraßen noch sehr im Argen liegt und sich vorderhand auf die kurze Eisenbahnlinie Warnamuschuk beschränkt, die geplanten Verbesserungen erfahren hat, namentlich wenn die Eisenbahn von Belgrad über Sofia nach Constantinopel, die Bulgarien mit dem großen europäischen Bahnnetz verbinden wird, dereinst fertig gestellt ist. Der landschaftliche Eindruck der Gegend ist ein ruhiger, milder. Die größeren Städte treiben einen verhältnismäßig nicht unbedeutenden Handel, um den Überschuß der ländlichen Produktion abzugeben. Während die Städte schon vielfach Spuren moderner Kultur zeigen, herrschen auf dem Lande noch fast überall die alten patriarchalischen Sitten und Gebräuche, die namentlich auch in der primitiven Art, wie der Acker bestellt, das Getreide gedroschen und die Windmühle erbaut wird, hervortreten.

Die jetzige Hauptstadt des Landes, Sofia, nach unseren Begriffen eine freundliche Provinzialstadt, liegt an dem Iskerflusse inmitten einer schönen, fruchtbaren Ebene, umgeben von hohen Bergen, Ausläufern des Balkan, in welchem sich reiche Silber- und Eisengruben befinden. Gleich Sofia mehr einer wohlhabenden Ackerbaustadt, so ist der nächstbedeutende Platz des Landes, die Festung Ruschuk an der Donau, der Sitz einer umfangreichen Industrie, deren Produkte — Wollenzuge, Leinwand und sehr schöne, von Frauen angefertigte Teppiche — mit der Eisenbahn nach Warna und von hier zu Schiffe nach Constantinopel gehen. Im Winter, wenn die Donau zugefroren ist, entwickelt sich von Ruschuk aus ein lebhafter Handel mit Rumänien, mit welchem in den anderen Jahreszeiten fast gar kein Verkehr stattfindet. Eine nicht unbedeutende Rolle in dem Handel der Bulgaren spielen auch die Rosen, welche auf beiden Seiten des zu einer so traurigen Berühmtheit gelangten Schipkapasses im Umkreise der Städte Tirnowa und Kasanlik gezüchtet und in der noch jungen, aber rasch aufblühenden Handelsstadt Gabrowo zu Marke gebracht werden.

Wir glauben unseren Leserinnen keine besseren Bilder über Bulgarien geben zu können, als die hier beigefügten, weil dieselben am geeignetsten sind, eine Vorstellung von dem Leben und Treiben des Volkes nach den verschiedenen Richtungen hin zu ermöglichen.

Was die Bulgaren selbst angeht, so zeichnen sie sich vor den anderen Slaven durch eine kräftigere, wohl auf die regelmäßige Beschäftigung und bessere Nahrung zurückzuführende Körperbeschaffenheit aus. Die Leute sind intelligent und strebsam, sie legen bis in die untersten Schichten hinab großen Wert auf Schulbildung, sie sind tapfer und besonnen und werden allem Anschein nach unter den kleineren Völkern der Balkanhalbinsel, für die nächste Zeit wenigstens, eine führende Rolle übernehmen.

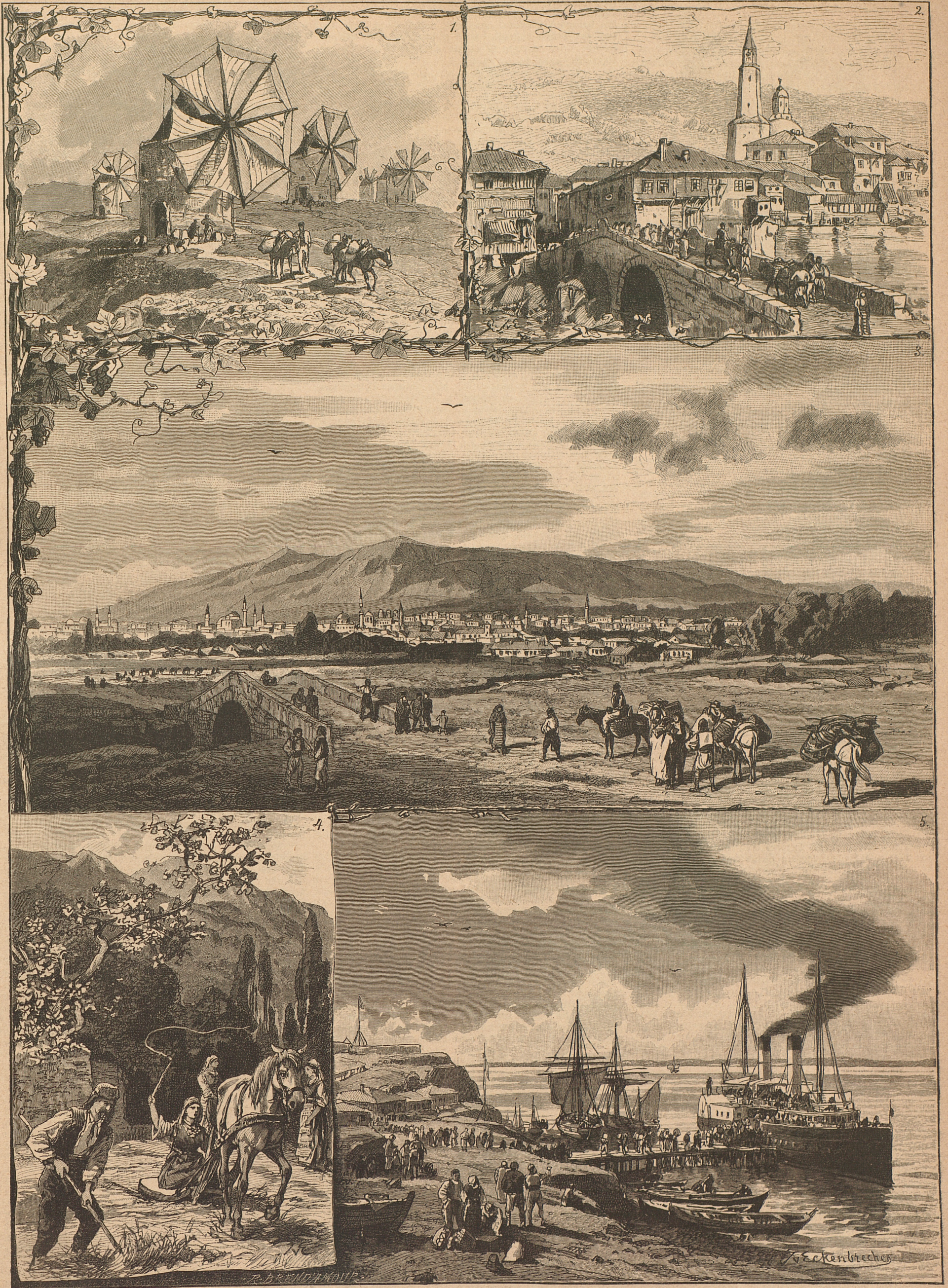
Die Litteratur der Bulgaren ist noch ziemlich arm, lag lange ganz darnieder. Um ihre Wiederbelebung hat sich der Grammatiker und Litterarhistoriker Wenefin erhebliche Verdienste erworben. Das bulgarische Volkslied zeichnet sich durch große Ursprünglichkeit und Sangbarkeit aus. Gute Sammlungen namentlich der lyrischen Volkslieder verdanken wir den Brüdern Miladinov, Bezsonov, Wertovic und Dozon. Das Werk des letzteren gab Rosen in deutscher Uebersetzung „Bulgarische Volksdichtungen“ im Jahre 1879 heraus. Als moderne Dichter der Bulgaren verdienen genannt zu werden: Slavejov, Zinzifov, Gerov, Bazov; als Erzähler Karavelov, Drumov; als Dramatiker Wojnikov Gustav Dahms.



bulgariens ritterlicher Fürst, der sieggekronte Alexander, ist heute im besten Sinne des Wortes der Held des Tages. Noch vor wenigen Jahren hätte dem jugendlichen, jetzt achtundzwanzig-jährigen Prinzen wohl niemand vorausgesagt, daß er bald berufen sei, den Thron eines fernen Landes zu besteigen, um in dem Gewirre ruf-

fisch-orientalischer Auseinandersetzungen eine große historische Rolle zu spielen. Alexander ist der zweite Sohn des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt und der Prinzessin Julie von Battenberg. Zuerst Lieutenant im großherzoglich-hessischen Dragoner-Regiment Nr. 24, machte er 1877 im Hauptquartier des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch den Feldzug gegen die Türken in Bulgarien mit. Hier lernte er Land und Leute kennen und erwarb sich auch durch sein chevalereskes und liebenswürdiges Benehmen das Zutrauen aller, die ihm näher traten. Nach Beendigung des Feldzugs trat er in das Regiment der Garde du Corps in Berlin ein. Soweit der Dienst seine Thätigkeit nicht in Anspruch nahm,

lag der Prinz hier militärischen und staatswissenschaftlichen Studien mit großem Eifer ob. Im Umgang mit älteren Offizieren, welche als Mitkombattanten der beiden großen deutschen



1. Windmühlen. — 2. Sofia. — 3. Gabrowo. — 4. Korndreschen. — 5. Landungsbrücke in Rusischut.

Bilder aus Bulgarien. Originalzeichnung von Th. v. Eckenbrecher.



s sind Göttertage voll höchster Lust, die wir jetzt erleben," schrieb der Dichter des „Messias“ einst an seinen Freund Gleim; „der gültige Winter hat alle Gewässer mit seiner Krystallbede geschlossen, und beschwingten Fußes fliegen wir den ganzen lieben Tag bis tief in die mondscheinelle Nacht hinein festig darüber hin. Die ganze Poesie des Winters schließt sich nun erst vor uns auf. Unglückliche, beklagenswerte Menschen und Völker, die die Wonnen des Eislaufs nicht kennen! Nichts in der Welt vermag sie für diese Entbehrung zu entschädigen.“

Den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Eisports werden diese ulerschwänglichen Worte des sonst so gemessenen Dichters recht aus der Seele geschrieben sein. Namentlich den Freundinnen! Denn so jung verhältnismäßig die Pflege des Eislaufs seitens des weiblichen Geschlechtes ist, so leidenschaftlich üben sie denselben jetzt, und kaum mögen sie heut an Winterfreuden früherer Generationen glauben, denen noch nicht an Fuß klirrten die Flügel von Stahl! Ein Winter ohne Wälle erscheint ihnen zur Zeit fast plausibler als ein Winter ohne Eislauf. Ja wahrlich, die „ganze Poesie des Winters“ schließt sich mit letzterem auch ihnen erst auf.

Nicht als ob vor den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts (so lange datiert etwa der Eisport unserer jungen Mädchen und Frauen zurück) die „schimmernde Krystallbede“ unserer Seen und Ströme von weiblicher Jugend und Anmut durchaus gemieden gewesen. Keineswegs! Aber noch blühte nicht am zierlichen Mädchenfuß der „Flügel von Stahl“, noch schwebte nicht mit flatternder Locke, strahlenden Auges und geröteter Wange eine blühende Mädchenschar über die tönende Fläche dahin: in wohlverwahrten Schlitten, gegen den Frosthauch des Wintertages durch Decken und Pelze geschützt, mußte die Damenwelt sich an der passiven Bewegung einer Eisfahrt genügen lassen und durfte nur mit den Augen teilnehmen an den rhythmischen Körperbewegungen, denen sich die stahlbeschwingte Männerwelt mit leidenschaftlichem Eifer hingab. Nicht immer ohne seelische Emotion, nicht immer ohne Anfechtung des Herzens, nicht immer ohne Gefahr für Leib und Leben. Wer gedächte nicht jener reizvollen Schilderung einer solchen „Eisfahrt“ in Tegners Frithjofs-Sage, da König Ring der Alte Schön-Jungeberg über die eisbelegte Meeresfläche dahinfährt und Frithjof, um das Leben der Geliebten, ihm Verlorenen sorgend, den Stahlschuh heftig anschnallt, um das wilde Gefährt zu begleiten, schirmend zu umschweben. Vodernde Leidenschaft für die holde Königin erfüllt seine Seele, sucht nach berebtem Ausdruck. Mit gehorchender Stahlsohle gräbt er seines Herzens Empfindung in die Eisfläche ein, und Schön-Jungeberg gleitet im Schlitten wieder und wieder über ihren eigenen Namenszug dahin.

So eilen sie vorwärts auf glatter Bahn,
Doch lauscht unter ihnen die falsche Nan.
Jetzt stößt sie ein Loch in ihr Silberdach —
Einfürzt's unterm Schlitten mit dumpfem Krach!
Schön-Jungebergs Wange, sie wird so bleich;
Doch windschnell herbei fliegt der Gast zugleich,
Fest bohrt er den Stahlschuh ins Eis, gefaßt,
Und greift in des Kenners Wähe mit Gaßt,
Mit einem Ruck dann vom Spalt hervor
Schwingt Kopf er und Schlitten aufs Eis empor.

Zum Glück für unsere heutigen Kavaliere, wird auch den Liebestränksten eine solche Kraftprobe nicht mehr zugemutet; aber umschweben dürfen sie auch jetzt noch die Dame ihres Herzens, und „Nunen ins Eis zu schneiden“ verwehrt ihnen niemand, falls sie in der Kunst des Eislaufs bis zu jenem Grade der Vollendung gelangt sein sollten, der das sogenannte „Figurenlaufen“ ermöglicht. Aber die jungen Damen lassen sich jetzt nicht mehr in den Schlitten packen und, in Pelze gehüllt, zu „passiver Bewegung“ verurteilen. — In kleidamer „Eis-toilette“ — etwa kurzes graues Tuchkleid mit Chinchilla garniert, oder schwarzes Sammetkleid mit Überwurf und Garnituren von Pfauenfedern, oder chokoladenfarbener Sammet mit braunem Pelz besetzt, ein Strauß lachsarbener Chrysanthemen auf dem Hüften, unter dem festanschließenden Schürstiefel mit niedrigem englischen Absatz oder dem pelzbesetzten Wellington das blühende Halsfaceisen oder den trefflichen Haynes-Schlittschuh sicher und bequem angehängen — in so kleidamer und rationaler Toilette schweben die jungen „Eiskunstlerinnen“ mit grazios wieweger Bewegung über die Fläche dahin, und Lust und Lebensfreude strahlt aus ihren Augen, unbeschreibliches Gesundheitsgefühl durchströmt die jungen Glieder. Wie anders wirkt diese Bewegung als der atemraubende Tanz in gasblendenden überhitzten Sälen, wo schwere Schädigung, unausbleibliche Gefahr für Gesundheit und Leben der Tänzerin in jedem Winkel, durch jede Thüröffnung droht. Wohl kennt auch der Eisport den Tanz, und nichts kann hübscher sein,

als ein Walzer, eine Quadrille, von sichern Eisfahrern beiderlei Geschlechtes nach den Weisen eines Straußschen Tanzes auf der hallenden Eisfläche ausgeführt. Zu solchem Tanz darf auch der Dichter einladen, wenn er die Wonne des Eislaufs bejingt:

O Jugend, die den Wassertothurn
Zu beselen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt den Ramin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebene Dir winkt. —
Nun zur Linken wende du dich, ich will
Zur Rechten hin halbfreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst:
Also! nun schweb' ich schnell mir vorbei!

Alles das ist freilich leichter gesagt als gethan. Ein solcher Eisanzug ebenso wie der sichere, graziose Eislauf überhaupt erfordert fleißige ausdauernde Übung, gestützt auf einseitige Lehre und Anweisung. Diese kann leider nur mündlich unter beständiger Hinzuziehung körperlicher Demonstration gegeben werden. Doch einige wenige Hauptregeln üben auch gelesen schon einige Wirkung aus.

Die Anfängerin beginnt ihre Übungen, am besten von Bruders- oder Freundeshand unterstützt, auf weicherem, nicht ganz spiegelglattem Eise. Die Füße sind möglichst nahe zusammen zu halten; dann beim Veruch zur Fortbewegung mit dem rechten Fuße sind die Abfälle ziemlich rechtwinklig gegen einander zu stellen und das Knie des rechten Fußes ist in dem Augenblick des Vorwärtens zu biegen, während der linke Fuß den Abstoß giebt. Sobald die Läuferin in der Bewegung ist, hat sie das Knie wieder zu strecken und so lange auf dem rechten Fuße fortzugleiten, als die Kraft des Abstoßes ausreicht; dann wird der linke Fuß auf das Eis niedergesetzt, der Körper auf demselben im Gleichgewicht gehalten und der Abstoß mit dem nun wieder im rechten Winkel stehenden rechten Fuß gegeben und so fort! — Für diese einfachen Bewegungen bleibt noch folgendes zu beherzigen: Die Anfängerin darf niemals nach den Füßen sehen; die dazu erforderliche Biegung des Körpers würde sie sofort aus dem Gleichgewicht bringen. Sieht sie stetig gerade aus und bringt die Ferse nahe zusammen, so wird sie auch den Körper aufrecht halten und somit zum Gelingen ihrer Versuche wesentlich beitragen. Das Anhalten wird, wenn man sich der modernen Schlittschuhe mit gebogenem Eisen bedient, durch eine rechtwinklige Stellung von deren inneren Kanten gegeneinander erzielt. — Daß zum rationalen Betriebe des Eislaufs seitens vorgeschrittener Eiskunstlerinnen zweierlei Schlittschuhe erforderlich sind, ein paar mit konvex gebogenen und in der Mitte stärkeren Eisen, ein zweites mit schmalen, geraden und langen Eisen, je nachdem es sich um eine hervorragende Leistung im Figuren- oder im Schnelllaufen handelt, das und vieles andere Interessante und Wissenswertes bezüglich des Eisports werden die Damen, wenn nicht mündlich von einem bewährten Eiskünstler (was immer das Beste wäre), aus der Lektüre eines eben erschienenen instruktiven und schön ausgestatteten Büchleins erfahren: Handbuch des Damen-Eisport. Von Leopold v. Heydebrand und der Laja. Mit 66 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig. Verlag von A. Hartleben. Dasselbe behandelt jede Art des weiblichen Sport: Gymnastik, Reiten, Ballspiel, Schießen, Fischen, Eislauf, Rollschuhlauf, Schwimmen, Bootfahren, Dreiradfahren, Reiten und Fahren, in verständiger, wohl belehrender und anziehender Weise und kann somit allen unseren Leserinnen bestens empfohlen werden.

Ludwig-Ziemssen.

Winterstimmung.

Wie stumm ist die Nacht, wie wolkenstern,
O so weit, o so weit, so gespenstlich und leer —
Mir wird so bang! so bang! —
Und die Wolken ziehen so nebelgrau,
An Blatt und Halmen blitzt der Tau,
Und die Thräne auf meiner Wang!
Wie stumm die Nacht, mein Herz nur schreit
So wild nach dir, die so weit, o so weit —
Und die Nacht ist wolkenstern.
Wie wieder schau' ich dein holdes Gesicht,
Dein holdes Flaubern, ich höre es nicht —
O, nimmer, nimmer mehr!

H. E. Jahn.

Grazie und Emanzipation.

Seitdem der römische Satiriker das Wort gesprochen hat: „Die Weiber regieren die Geschicke des Erdkreises“, haben unzählige geistreiche und gedankenlose Männer diese Entdeckung nachentdeckt. Die Frauen gar halten die Sentenz des alten Lateiners für eine unumstößliche Wahrheit. Und wenn man der lebenswürdigen Raietät, in der sie ihren kleinen Wirkungskreis so oft mit der Weltgeschichte zu identifizieren belieben, nachsieht, dürften sie mehr Grund als die Männer haben, das Wort für wahr zu halten. Gleichgiltig wie weit sich ihre Herrschaft erstrecken mag, die eine Thatsache scheint außer Zweifel zu stehen und wird von tausend klassischen Zeugen bewahrt, daß die Herrschaft der Frau zu allen Zeiten empfunden und beklagt, geduldet und gepriesen, bejungen und geschmäht worden ist.

Von vorne herein ist es aber wichtig hervorzuheben, daß die Herrschaft der Frau um so gefestigter und dauerhafter war, je weniger sie die äußere Anerkennung zu erlangen versuchte. Die Frau herrscht, ohne daß sie zu herrschen scheint. Sie gebietet, indem sie den Glauben erweckt, daß sie gehorche. Ihr unwiderstehliches Machtmittel ist die Bitte und Schmeichelei. Jene unfehlbare Überredungskunst, die einen Demosthenes und Mirabeau schlägt, ist stumm. Sie ist ein Blick, eine Geberde, die Bewegung ihrer Formen, kurz die Grazie.

Hätten die Grazien der Alten nicht jede, selbst die notdürftigste Bekleidung verschmäht, so hätten sie mit einer Krone auf dem Haupte dargestellt werden müssen. Aber sie waren

noch souveräner in ihrer keuschen Blöße. Sie bedurften keines Attributes ihrer alles bezwingenden Macht. Sie herrschten allein durch sich selbst — durch die einfache Thatsache ihrer sieghaften Erscheinung.

Die Grazien konnten nur Frauen sein. Die Phantasie kann nichts Burresterees erfinden, als sie sich mit einem Schnurrbart vorzustellen. Es ist das der Gipfel der bildlichen Travestie.

Nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrem ganzen Thun und Reden verkörpert das Weib die Grazie. Sie ist ebenso ihre innerste Natur, wie sie dem Wesen des vollgebildeten, reifen Mannes fremd ist. Und indem das Weib in diesem unschätzbaren Besitz die herbe Einseitigkeit der männlichen Natur ergänzt, übt sie jene Herrschaft aus, welche die Philosophen so oft zur Verzeihung und die Lyriker so oft zur Verückung gebracht hat.

Die klugen Frauen wissen daher wohl, daß es für die Wohlfahrt ihres Geschlechtes keine höhere Aufgabe giebt, als nie und nirgends die Quellen ihrer graziosen Natur versiegen zu lassen. Danach gestalten sie als Mädchen alle ihre Reden, Bewegungen und Entschlüsse, ihr Entgegenkommen gegen den Mann; danach bemessen sie als Mutter zielbewußt oder instinktiv die Erziehung ihrer Töchter. Zur Verzeihung des Vaters legen sie oft einen unbegreiflichen Wert auf einen albernen Firtelanz, der aber stets die wohlthätigste Wirkung ausübt, den Sinnen einen Zielpunkt zu geben, in den Formen das Ebenmaß herzustellen und die Schönheit in der Bewegung, das eigentliche Element der Grazie, zu unterstützen. In solchen Konflikten mag der logisch und abstrakt denkende Vater immerhin der Kluge, der Weise sein, aber er ist allemal der Barbar.

Die Grazie ist der Frau nicht zufällig verliehen, als ein Geschenk des Himmels, das ihr vom Wolkenthron der Götter mühelos in den Schoß fiel. Nein, sie hat es sich durch lange Jahrhunderte errungen, erkämpft, erduldet. Wenn der Mann im Bewußtsein seiner stärkeren Kraft die Herrschaft über Himmel und Erde an sich riß, wenn sein ungestümer Mut ihn nach außen drängte und ihn den feindlichen Kräften der Natur gegenüber stellte, die er entweder besiegen oder zu grunde gehen mußte, wenn sich die tausend und aber tausend Erscheinungen der Außenwelt an seine Sinne drängten und er gezwungen wurde, sie nicht nur durch die Kraft seines Armes, sondern auch durch den in Gruppen zusammenfassenden, logisch schematisierenden Verstand zu besiegen, wenn er so seinen Geist von seiner sinnlichen Seele loslöste und hierdurch in einen unheilbaren Zwiespalt mit der Natur geriet, — so blieb das Weib innerhalb der Pfähle der primitiven Hütte vor den gewaltsamen Erschütterungen bewahrt, sie blieb eins in ihrem Fühlen und Denken, sie konnte, indem sie dem Manne diente, die Ruhe und das Gleichmaß bewahren, sie hatte die Muße, die Kunst des Gefallens zu erfinden, sie konnte die flüssigen Formen herausbilden und litt nicht unter dem Verzicht auf eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit. Es giebt aber keinen größeren Feind der Grazie, als eine prononzierte Individualität, und nichts ist ihr unentbehrlicher, als Ruhe und Gleichmaß, als Milde und Weichheit. Dazu bedarf sie eines Denkens, das sich noch nicht von der Natur abgelöst und eine besondere abstrakte Geisteswelt aufgebaut hat, sondern welches, wie das Denken des Weibes, sich mit dem Fühlen und den Willensimpulsen eins weiß, und stets im Individuellen und Konkreten verharrt. Vor nichts Heiligem hat daher die Frau weniger Achtung, als vor allgemeinen Gesetzen und Rechtsnormen, und Wissenschaften, wie Mathematik und Statistik, sind ihr gar ein Greuel.

So stellt sich die Frauengrazie als ein Ergebnis, als eine Errungenschaft jahrhundertlanger Entwicklung heraus, einem Gesetze folgend, welches das Werden und Wachsen alles Lebendigen beherrscht, dem Gesetze der Evolution, das nach dem großen englischen Naturforscher Darwin benannt wird. Durch nichts zu befeitigende morphologische und physiologische Verschiedenheiten, durch die Gewalt der äußeren Naturthatsachen ist der Mann zum Kämpfer, zum Charakter und Denker erzogen worden; dieselben Umstände geboten es, daß sich die Frau den graziosen Formen anpasse und sie, von Geschlecht zu Geschlecht vervollkommend, vererbte. Und in ihnen liegen die starken Wurzeln ihrer Kraft.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, nehmen sich die neuerlichen Emanzipationsbestrebungen höchst fragwürdig aus. Was bedeutet die Frauenemanzipation? Nichts anderes, als daß alle Gebiete des Lebens, welche bisher der Mann allein beherrschte, den Frauen gleichmäßig geöffnet werden. Erbitterter Kampf und Streit tobt dort, wo die Männer wirken. Um ihn zu befehen, bedürfen sie des schematisierenden Verstandes, der das Einzelne in die allgemeinen Gruppen einordnet, bedürfen sie der stitlichen Empfindung, der Charakterenergie. Die unruhvolle Hast, das ruckweise Handeln, die Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit, die Ausbildung von Sonderheiten und Sonderbarkeiten, die Auszackung in scharfe Ecken und Kanten sind die notwendige Folge. Wo sie erscheinen, stehen die Grazien verhüllten Antlitzes davon. Nur derjenige Mann ist im eminenten Sinne grazios, der nichts zu thun hat, der Faulenzer, der Pflastertreter, der arbeits- und skrupellos seine Renten vergeudet; dann allerdings auch häufig das Genie, welches die entgegengesetzten Pole der Natur in sich zu einer Einheit verschmilzt.

Wollten die Frauen wirklich nach jenen Eigenschaften geizen, durch welche die Männer den Wettkampf auf der Arena des Lebens bestehen? Wollten sie wirklich dafür ihre Grazie und Lebenswürdigkeit in den Kauf geben, diese zarten und doch so scharfen Waffen, die sie so geschickt zu handhaben wissen? Sie würden damit die Mittel der Macht, die ihnen sicher sind und mit denen sie nach dem mehr oder weniger glaubhaften Zeugnis von Schriftstellern der alten und neuen Zeit „die Weltgeschichte beherrschen“, aus den Händen geben, um sich neue Machtmittel in einem mörderischen Konkurrenzstamme zu erwerben, dessen glücklicher Ausgang für sie doch mindestens fraglich ist. Die Emanzipationsstreiterinnen geben vor, ihre Bestrebungen unternommen zu haben, um die Frau einer unwürdigen Knechtschaft zu entziehen. Sollte nicht in dem klugen Köpfe der Frauen die Überzeugung aufdämmern, daß der Emanzipationsstreit, der, um ihre Machtpähre zu erweitern, eingeleitet worden, nur damit enden kann, ihre Macht zu verringern?

Und nun die Rehrseite der Medaille, welche die Emanzipationsheldinnen so gern zu vergessen belieben! Sie verlangen für die Frau die Eröffnung aller Lebensgebiete, die bis jetzt ausschließlich dem Manne gehörten. Gut! wenn nun der Mann

dieselbe Geltung verlangte, die er bisher der Frau auf ihren eigenen Gebieten unbefritten zugeteilt hat? Ist wirklich eine Gleichheit zwischen den beiden Geschlechtern vorhanden, so ist diese Forderung ebenso berechtigt, wie jene. In der Gesellschaft und in der Familie hält die Frau das Scepter und sie bewacht es mit eifersüchtiger Herrscherlaune. Die Fesseln der angeblichen Knechtschaft, in der die Frauen schmachten, kommen ihnen recht selten drückend zum Bewußtsein, viel seltener jedenfalls, als dem Manne die Schranken, die er selbst seinem Eigenwillen und Rechtsgefühl durch die Institution der Galanterie gezogen hat. Unter der Herrschaft der guten Sitte bedarf der Mann bekanntlich viel mehr Anstrengung und Mühe, seinen Willen durchzusetzen und seine Meinung plausibel zu machen, als die Frau. Nur sie hat das Recht, nach augenblicklichen Impulsen zu reden und zu handeln. Es ist bekannt, daß in den ausgebildeteren Formen der Galanterie der Mann einer Frau gegenüber zwar Recht haben, aber niemals Recht behalten kann. Und wie drückend und opferreichend oft die Fesseln dieser allgegenwärtigen und minutiösen Rücksichten sind, davon weiß jeder wohlgezogene Mann ein Lied zu singen.

Aber jeder wohlgezogene Mann wird sich hüten, diese Fesseln zu beklagen. Er sieht sie gern. Er weiß, daß nur sie allein die Frauen in den Stand setzen, ihr graziöses und naturunmittelbares Wesen zur Vollendung zu bringen, das mit dem abstrakten und charaktervollen Wesen des Mannes erst die schöne Einheit von Natur und Geist bildet. Aber hüten auch Sie sich, meine verehrten Damen, den Ruf nach Emanzipation der Frauen lauter als im süß zu beruhigenden Schmolton zu erheben, die Männer könnten Ihnen sonst den Streich spielen, ganz ernsthaft die Frage der Emanzipation der Männer auf die Tagesordnung zu setzen.

Otto Neumann-Hofer.

Aus dem Frauenleben.

* In dem Gemach der Prinzessin Elisabeth, des reizenden Töchterchens des österreichischen Kronprinzenpaares, dessen Bild die Leserinnen aus Nr. 42 des „Bazar“ kennen, sah es jüngst aus wie in einer Theatergarderobe. Allerhand Fittlerzeug lag umher, ein weißes Bischofsornat in Gold und Silber gestickt, ein hoher spitzer Bischofshut auf der einen, Krummstab und ein langer weißer Bart und Kopshaar aus Flach auf der andern Seite, und in der Mitte von all dem Krims-Krams paradierte ein großer, etwa meterhoher Tanzbär. All diese Vorbereitungen galten dem „heiligen Mikolo“, der, nachdem er zwölf Jahre lang seine Besuche in der Hofburg eingestellt hatte, zum ersten male wieder der kleinen Prinzessin seine Aufmerksamkeit machen sollte. Pünktlich halb 6 Uhr abends schritt denn auch Mikolo in seinen Prunkgewändern und mit lang herabwallendem Kopf- und Barthaar über den Gang direkt in die Appartements der kleinen Prinzessin. Voran schritt ein Kindermädchen mit einem Korb, welcher die Geschenke barg, hinterdrein wurde der Bär geschleppt. In diesem Augenblick erschien auch Kronprinz Rudolf, um Zeuge des amüsanten Schauspiel zu sein. In dem Gemach, dessen Schwelle der drollige Zug nunmehr überschritt, harrte bereits Kronprinzessin Stephanie, ihr Töchterchen auf dem Arme haltend. Der heilige Mikolo trat nun an die kleine Prinzessin heran, ermahnte sie recht brav zu sein, fleißig zu beten — und sich auch immer hübsch die Handschuhe anziehen zu lassen und überreichte hierauf die Geschenke, die zum Teil von der Kaiserin, zum Teil von der Kronprinzessin gekauft worden waren. Während der ganzen Scene hatte sich Kronprinz Rudolf im Hintergrunde gehalten. Dann aber trat er hervor, herzte und küßte sein Töchterchen so innig, wie es ein zärtlicher Vater nur immer vermag, und endlich fand bei den kronprinzlichen Herrschaften ein Diner statt, welches den festlichen Vorgang würdig beschloß.

* Wie sehr Königin Viktoria von England treue Dienste zu würdigen weiß, hat sich wieder bei folgendem Anlaß gezeigt. Jüngst starb die Beherrscherin der Kinderstube des Herzogs von Edinburgh, des zweiten Sohnes der Königin. Der Tod dieser treuen Dienerin, welche die kleinen Edinburghs mit aufopfernder Anhänglichkeit gepflegt hatte, ging der Königin so nahe, daß sie den Verlust als unerträglich im Hof-Journale verfinden ließ.

* Ein Ereignis, das in Rom allgemein besprochen wird, bildet die Ernennung einer italienischen Dame, Namens Margherita Farne, zur Leibärztin der Königin Margherita. Fräulein Farne war eine der ersten italienischen Damen, welche sich im Jahre 1870 an Universitäten zum Behufe des Studiums der medizinischen Disziplinen inskribieren ließen. Sie bestand ihre Prüfungen in glänzendster Weise und wurde cum laude zum Doktor der Medizin promoviert. Hierauf praktizierte sie zuerst in Mailand im Ospedale Maggiore und später in Turin in zwei Civilspitälern. In beiden Städten nahm sie eine hervorragende Stellung ein und erfreute sich eines großen Patiententreffes. Die königliche Leibärztin ist mittelgroß, blond und besitzt sehr feine Gesichtszüge.

* Der Tod Königs Ferdinand II. von Portugal hat wieder die Erinnerung an die romantischen Umstände wach gerufen, unter welchen seine Verheiratung stattfand. Danach ist die Wittve des Königs, Gräfin von Edla, eine geborene Hensler, die Tochter eines Schneiders, der nach Amerika auswanderte. In Cincinnati hörte ein reicher Amerikaner Fräulein Hensler singen und verschaffte ihr die Mittel, um sich in Deutschland gesanglich ausbilden zu lassen. Später ging Fräulein Hensler nach Paris und machte dort die Bekanntschaft des Königs, der die schöne deutsche Künstlerin aus inniger Neigung zu seiner Gemahlin machte.

* Ein flüchtiger Blick in die Toilettenkünste der Japanerinnen ist nicht ohne Reiz, weil wir hieraus erkennen, wie wesentlich dieselben von denen der deutschen Frauen abweichen. Zu den Vorzügen, welche man im Reiche der Japaner von einer schönen Frau fordert, gehört in der Hauptsache eine reine weiße Hautfarbe; nach einem Sprichwort des Landes wiegt diese sieben Unschönheiten auf. Die Folge hiervon ist eine sehr reichliche Verwendung von Schminke, genannt Oshiroi, d. h. weiß. Höchst eigentümlich ist die Sitte, beim Schminken des Nackens, da wo der Haarwuchs beginnt, zu beiden Seiten der Mittellinie ein Dreieck frei zu lassen, dessen natürliche gelbbraune Farbe dann seltener von dem blendenden Weiß des über-

schminkten Körpers absticht. Aber die Japanerinnen begnügen sich nicht mit der Verschönerung ihres Teints. Da eine hohe Nase für eine Hauptschönheit gilt, suchen sie durch Malerei dieses Ziel zu erreichen. Weiter legt man auf die Ausbildung der Augenbrauen ein großes Gewicht; Mädchen, und auch den Knaben mitunter, werden sie abgerasiert, damit sie um so stärker nachwachsen; denn bei einer tadelloser Schönheit sollen sie zwar schwarz und dicht sein, gleichzeitig aber auch so schmal, wie die Fühler des Seidenschmetterlings. Das Schwarzfärben der Zähne nimmt mehr und mehr ab. Es erfolgt mit einer förmlichen Tintenbildung; man bürstet die Zähne erst mit einer Lösung von Eisenvitriol in Reisbranntwein (Satti) und dann mit dem stark gerbsäurehaltigen Pulver aus Erlenjamen (Fushinoki), eine Prozedur, die täglich wiederholt wird. Das Rothfärben der Lippen dagegen hat sich noch in vollem Maße erhalten. Jede Japanerin, ob reich oder arm, hat ihr Porzellanstäbchen, in welchem sich neuerdings statt der Krapplösung immer häufiger Fuchsin befindet. Die dünne Farbensicht läßt die Lippen aber nicht rot, sondern eher grünlich oder gelblich schillernd erscheinen, so daß manche Reisende behauptet haben, die Japanerinnen vergoldeten ihre Lippen.

* Eine halbvergeffene Hausindustrie sind die Egerländer Nähwerke. Die Frauen und Mädchen des Egerländer Bauernstandes trugen — als die leider immer mehr verschwindende Egerer Volkstracht noch in Ehren gehalten wurde — an Festtagen am Ende des kurzen bauschigen Hemdärmels gestickte Streifen, deren einfache, aber überaus geschmackvolle und originelle Muster sich durch Jahrhunderte alte Überlieferungen bis heute erhalten haben. Diese Stickerei — im Dialekt „Gnaswirk“ also Nähwerk genannt — ist eine ca. 15 Centimeter breite und 20 Centimeter lange Manschette von weißer gewöhnlicher Hausleinwand, auf der die Ornamente entweder ganz in Seide — wie bei den ältesten Nähwerken — oder teilweise in Seide, teilweise in Baumwolle, oder auch ganz in Baumwollgarn, mit der Nadel gestickt sind. Die meist verwendete Farbe ist ein abgetöntes Lichtblau oder auch Violettblau, weniger findet man Orangegebe, Schwarz wird nur bei den zur Trauerkleidung bestimmten Nähwerken verwendet und sehr selten kommt Rot oder Grün vor. Begreiflicherweise finden diese Nähwerke, die gestickten Spitzen gleichen, in der Damenwelt großen Beifall und Verwendung als Halskragen und Manschetten. Besonders prächtig in der Farbenwirkung und im Effekt sind solche neugestickte große Kragen moderner Form und ebensolche Manschetten. Es giebt im Egerlande nur noch ganz vereinzelt Bauernfrauen, welche die Fertigung solcher Kunstwerke betreiben; es verdienen daher die Bestrebungen zur Wiederbelebung dieser volkstümlichen, echt deutschen Kunstfertigkeit, welche der Vergessenheit wieder entzogen werden soll, alle Sympathien und den besten Erfolg; insbesondere sei hierbei des Herrn Josef Carl Ertel in Eger gedacht, welcher bestrebt ist, fördernd und aufmunternd die Egerländer Nähwerke in den weitesten Kreisen bekannt zu machen und zu verbreiten.

Kleines Auskunftsbureau des „Bazar“.

Fräulein Jenny A.-g. in St. Allerdings giebt es in Braunschweig einen Frauenverein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit und Ausbildung des weiblichen Geschlechts, zur Unterstützung Notleidender etc. Der Vorstand besteht z. B. aus den Damen Sack, Schrader und Glahn. — Außerdem werden Sie in der ehrwürdigen alten Welfen-Residenz, die, so hoffen wir, unter der Regierung des trefflichen Regenten Prinz Albrecht und seiner edlen Gemahlin mildwaltenden Teilnahme an allem Guten, in humaner Liebesthätigkeit keine Rücksicht machen wird, einen Verein für Kleinkinderbewahranstalten, einen Verein zur Versorgung armer Wöchnerinnen, einen Volksküchen-Verein, einen Verein zur Beschäftigung arbeitsloser Frauen finden; daneben noch eine ganze Anzahl von Vereinigungen zu milden Zwecken, die alle Zeugnis geben für den regen Eifer der Braunschweiger Damen, Not zu lindern und ehrliches Streben zu fördern. Sie werden sich also auch nach dieser Seite hin in Braunschweig sehr wohl fühlen.

F. B. in G.-h. Für Ihr Vertrauen bestens dankend, raten wir nach gewissenhafter Überzeugung, sich an den unter Protektorat der deutschen Kronprinzessin stehenden Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege zu wenden. Die Thätigkeit desselben umfaßt namentlich Ausübung der Kranken- und Armenpflege durch Besuche der Komitee-Mitglieder und Pflegeschwestern in den Häusern, durch Verabfolgung von Bädern, Milch und Gegenständen aus den Depots der zur Gesundheitspflege dienlichen Gegenstände, Abhaltung von Polikliniken, Ausbildung von Pflegschwestern, Förderung der Ferienkolonien. Die örtliche Kontrolle des Vereins ist das Victoriahaus, Berlin, Steinmeßstr. 16, zugleich Heimstätte für die Pflegschwestern, Badeanstalt für arme Kinder, Depot für Wäsche etc. Vorsitzende des Komitees für das Victoriahaus ist Frau Anna von Helmholz; an diese würden Sie sich brieflich zu wenden haben und dürfen einer eingehenden Benachrichtigung über die Ihnen wichtige Angelegenheit sicher sein. Die Ausbildung der Pflegschwestern, Unterhalt, Kost etc. ist frei; die Zukunft der ausgebildeten Schwwestern eine durchaus gesicherte. Auch sind dieselben durch ihre Beschäftigung keineswegs „nennenartig“ allen „irdischen Freuden“ entzogen, genießen vielmehr einer wohlthuenden Freiheit und bejahren beispielsweise zu ihrer Erholung von dem schweren Berufe oft gute Theater Vorstellungen, deren Genuß ihnen gratis gestattet ist. Der Geist edler Humanität, der in der hohen Protektorin lebendig ist, durchdringt auch den ganzen Verein und belebt alle seine Glieder.

Frau Präsident v. N. in W. Die Vorsteherinnen des „Institut Stempf-Mezele“ in Stuttgart, Beraustraße 18, machen es sich zur Aufgabe, in jeder Art des Unterrichts das Beste zu bieten und ihren Zöglingen durch Darbietung eines angenehmen Heims das Elternhaus nach Möglichkeit zu ersetzen. An dem Pensionat unterrichten vier Damen und sieben Herren, Professoren von wissenschaftlicher Bedeutung. Zahlreiche englische und französische Gelehrten machen den deutschen Mädchen die Erlernung jener beiden Sprachen besonders leicht. — Der Pensionspreis beträgt 1000 M., Wäsche 21 M. pro Quartal; für gewöhnlich werden Pensionärinnen nur auf ein Jahr mindestens aufgenommen. Den Musikunterricht erteilen Lehrer des Konservatoriums. (Preis von 2 M. an.)

Dilettanten-Arbeiten.

VII. Wachsblumen.

Frische Blumen täuschend ähnlich und wahrhaft künstlerisch wirken, wenn sie gut gearbeitet sind, die reizenden Wachsblumen. Nicht allein zur Füllung von Vasen, Körbchen, kleinen Schalen sind sie zu verwenden, sondern auch für Gesellschaften zum Schmuck für Haar und Kleid erregen sie die lebenden Blumen und verlieren nicht wie diese so schnell ihre Frische während des Abends. Freilich sind sie ein sehr zerbrechlicher Gegenstand, mit dem man vorsichtig umgehen muß; unter Glasglocken aufbewahrt — ein schöner Zimmer- und Kirchenschmuck — behalten die Blumen lange Zeit hindurch ihr ursprüngliches Aussehen, dagegen halten sie sich, in Vasen gesteckt, wohl nur 3—4 Monate lang, da sie leicht verstauben. Die Wachsblumen lassen sich indes ungemein schnell herstellen, und wie bei den Filigranarbeiten, können auch hier mehrere Hände zugleich helfen und das Werk fördern. Die beliebtesten mit Porzellanrosen verzierten Vasen, Schalen und Körbchen können täuschend mittelst der Wachrosen nachgeahmt werden, wenn man sich die unverzierten Porzellangefäße kauft und daran die selbstgefertigten Blumen befestigt. Auch zu kleinen, mit durchbrochenem Rand versehenen Terracottaschalen sehen die Wachrosen sehr schön aus, besser als die oft sehr geschmacklosen Malereien, mit denen diese Gegenstände verziert werden. Zu kleinen Gelegenheitsgeschenken, welche schnell fertig werden müssen, läßt sich kaum etwas Passenderes denken als diese Blumen. Man kann außer Rosen auch andere Blumen in Wachs herstellen, z. B. chinesische Apfelblüten, Kamelien, Tuberosen und andere mit 4—6 einfachen Blumenblättern versehene Blüten, doch sind Rosen entschieden am haltbarsten und daher am praktischsten. Ich sah diese Wachsblumen zu verschiedenen Malen auf Sommerhüten zum Ausputz verwendet. So trug eine junge Dame einen Hut mit weißer Mullschleife garniert, auf welcher köstliche, wie frisch gepflückt aussehende chinesische Apfelblüten aus Wachs befestigt waren. Die Zweige, an welchen die Blüten hingen, waren natürliche. Eine andere Dame hatte sich ihr Ballkleid mit Wachsblumen geschmückt, welche täuschend die schöne Rose „La France“ nachahmten; sie sahen so tauschend aus, als wären sie eben vom Strauche gepflückt. Will man die Blumen zum Ballschmuck verwenden, so können sie freilich nicht eher am Kleide befestigt werden, bis man in der Garderobe die schützenden Hüllen abgelegt hat,

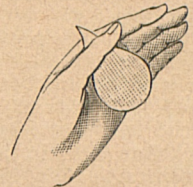


Fig. 1.

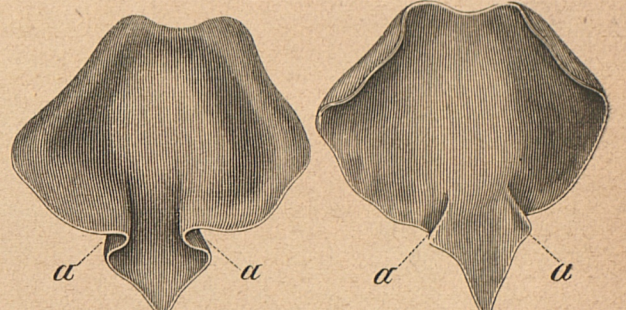


Fig. 2.

Fig. 3.

da sie durch schwere Tücher und Mäntel und durch das Sitzen im engen Wagen leicht zerdrückt werden.

Das Wachs, das man zur Herstellung der Blumen gebraucht, ist feinstens präpariert und besteht aus 12 dünnen Tafelchen, welche zusammen 1 Mark kosten und zur Anfertigung von 2—3 Rosen genügen. Weiteres Material sind nicht zu seiner Blumenbraut für 10 Pfennige, mehrere Rosenkelche à 5 Pfennige, grüne Blätter und Staubfäden zusammen für 50 Pfennige etwa. Die grünen Blätter nehme man nicht zu buntfarbig, sie dürfen auch nicht zu stark glänzen, sondern möglichst den matten Glanz natürlicher Blätter zeigen; je einfacher die Blätter, desto mehr kommt die Blume zur Geltung, desto natürlicher ist ihre Wirkung. Die Drogenfarben zum Färben der Blumen sind sehr wohlfeil; man erhält für 10 Pfennige die Pulver in großer Menge und nur Karmin ist teuer. Man braucht nur wenig Farben und genügen vorläufig ein helles Gelb, Wiener Rot, Karmin und roter Zinnober. Rosa Blumen lassen sich am schönsten mit roter Schminke färben, doch kann man auch durch Mischung von Karmin und Weiß ein hübsches Rosa erzielen, wenn Schminke zu teuer ist. Weiß ist nicht erforderlich, statt dessen verwendet man Arrowroot (Kindermehl), mit dem jede Farbe tüchtig verrieben und vermischt wird; ebenso muß man sich mit dem Kindermehl die Finger und die innere linke Handfläche einreiben, ehe die Blätter gefornrt werden, dann geht die Arbeit leichter von statten und wird sauberer. — Zur Anfertigung einer Rose diene zum Modell eine natürliche Blume, und zwar eine Treibhausrose, da diese nicht so viel Blätter hat, als die im Freien entwidelte, zerpfücke diese, zähle die Blättchen, lege jedes auf weißes Papier und schneide es aus. Man notiere sich auf dem nachgeschrittenen Papiermodell die ungefähre Anzahl der Blätter in gleicher Größe, doch können immerhin etwas weniger Blätter, namentlich für den inneren Kelch, angenommen werden, als in Wirklichkeit vorhanden sind. Um die Blättchen in Wachs zu schneiden, wird die eine Seite der Wachs-tafel leicht mit lauwarmem oder abgestandenem Wasser befeuchtet und dann die zweite Wachs-tafel fest auf die angefeuchtete gelegt (das Rässen des Wachses verhindert das Zusammenkleben der Tafeln). Jetzt legt man das Papiermodell auf das Wachs, feuchtet auch das Papier vorher ein wenig an, damit es festliegt, und schneidet mit der Schere den Rand mög-



Fig. 4.

licht glatt. Die ausgeschnittenen, noch zusammenlebenden Wachtblättchen werden vorsichtig auseinander genommen und durch Betupfen mit einem Tuch getrocknet. Es sei hierbei noch bemerkt, daß man während der Arbeit recht warme Hände haben muß, damit das Wachs nicht bricht, und ist es ratsam, im Winter den Tisch an den Ofen zu rücken; im Sommer im Freien lassen sich die Blumen nur an recht warmen Tagen arbeiten, da in der bewegten Luft das Wachs leichter bricht.

Nun beginnt das Färben der Blätter, welches mit Berücksichtigung der natürlichen Blätter geschieht; dieselben sind auf der äußeren Seite intensiver gefärbt als auf der inneren Seite und haben am unteren Ausgangspunkt meist eine leichte hellgelbe Färbung. Die Farben werden, wie vorher bemerkt, mit Arrowroot vermischt, indem man sie in einem kleinen

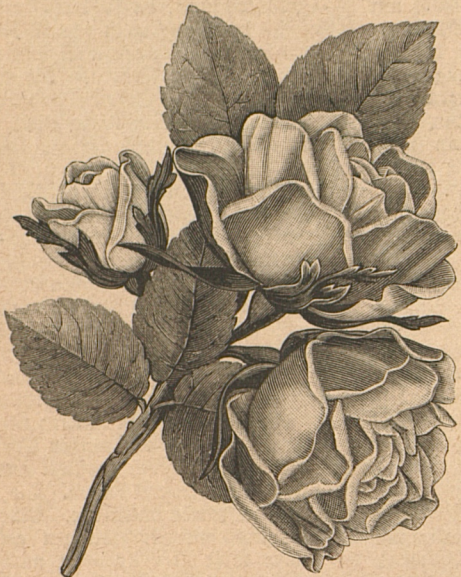


Fig. 5.

Porzellanmörser mit der Reibkeule oder mittelst eines flachen Hölzchens zerdrückt und verrührt, so daß die Masse nicht mehr körnig ist; dann taucht man den Finger in die Farbe, hält das Blatt, wie Fig. 1 zeigt, mit der Spitze nach außen gerichtet zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand und reibt mit den Fingern der Rechten die Farbe in das Blatt ein. Die unterste Partie des Blattes muß von Farbe frei bleiben, da es sich sonst nicht am Stiel festkleben läßt. Hat man die eine Seite des Blattes gefärbt, so kehrt man es um und färbt die andere Seite in derselben Weise, heller oder dunkler, wie es notwendig. Die Blättchen, die dem Kelch am nächsten sind, erhalten eine intensivere Farbe. Nun folgt

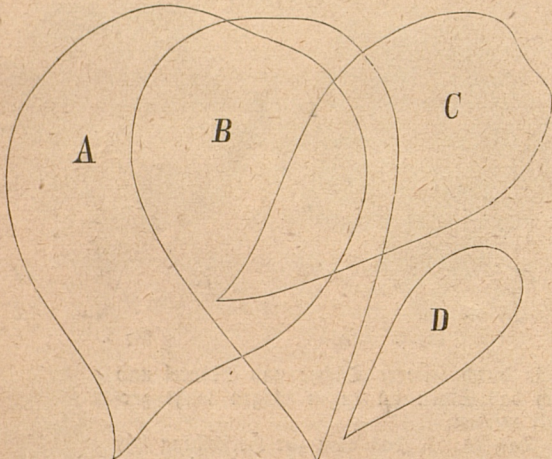


Fig. 6.

das Formen der Blätter. Will man sich nicht vom Drehsler ein Instrument dazu anfertigen lassen, so nehme man eine grobe hölzerne Stricknadel, welche einen glatten dicken Knopf von der Größe einer Vogelfirsche hat. Für die kleinsten Blätter muß der Knopf erbsengroß sein. Man legt das Blatt in die Fläche der linken Hand, hält mit der Rechten die Knopfnadel am Stiel, drückt den Knopf leicht in das Wachs und bewegt

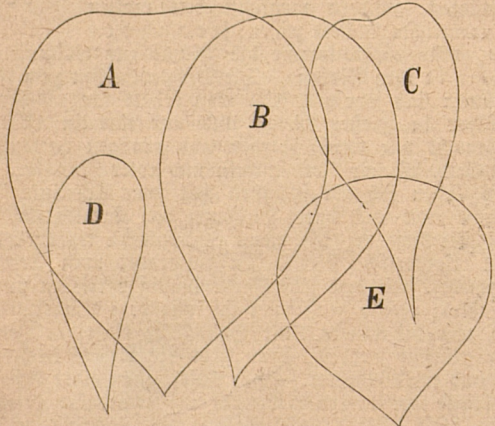


Fig. 7.

ihn so lange rund herum im Blatte, bis es eine gewölbte Form erhalten hat. Dann rollt man das Blatt mittelst einer feinen Stricknadel an den Ranten um, wie es in der Natur erscheint, und legt es nach Fig. 2 an der Basis zur tieferen Wölbung an jeder Seite in eine Falte (a). Man biege nicht alle Blätter gleichförmig um, sondern richte sich auch hier nach der Natur, welche das eine Blatt mehr umgebogen, das andere nur an einer Seite gewölbt zeigt u. s. w. (siehe Fig. 3). Die kleinsten Blättchen werden nur hohl geformt, nicht umgebogen.

Nachdem alle Blätter geformt sind, werden sie an den Stiel gesetzt. Dieser besteht aus einem Wachsklumpen, der an

einem doppelten Drahtende befestigt ist, das bis zur oberen Spitze des Wachsklumpens reichen muß, da die Blume sonst leicht während der Arbeit abfällt. Bei einer halb geschlossenen Knospe wird der Wachsklumpen mit etwas Watte umgeben, die man gleichfalls mit Wachs festklebt. Bei einer offenen Rose befestigt man an dem Wachsklumpen die Staubfäden, dann die Blätter, und zwar zunächst die kleinsten, dieselben mit der Stricknadel fest an den Klumpen drückend (siehe Fig. 4). Hin und wieder muß unten an der Basis etwas Wachs herausgeschnitten werden, damit das untere Ende nicht zu dick wird und sich leicht in den Rosenkelch hineinschieben läßt. Sind alle Blätter geschickt arrangirt, so zieht man den Rosenkelch, an welchem ein Gummistiel befindlich ist, über den Draht, befestigt letzteren am Ende des Stieles und schneidet in den Stengel hier und da kleine Ritzen, um die grünen Blätter hineinzuschleiben.

Fig. 5 zeigt einen Zweig aus Theerosen. Für jede der Rosen sind 8—10 große Blätter (siehe A der Fig. 6), 6—8 kleinere Blätter (siehe B der Fig. 6) und einige Blätter von der Größe C und D erforderlich.

Da die eine Blume halb geschlossen ist, sind zu derselben die ganz kleinen Blättchen nicht erforderlich. Zur Farbe nimmt man hellstes Gelb, das tüchtig mit Arrowroot vermischt wird und färbt die Blätter nur auf einer Seite, und zwar an ihrer Basis dunkel, nach oben ganz matt und am Außenrande nur mit Arrowroot; die andere Seite der Blätter wird mit Arrowroot leicht eingerieben. Ist die Blume fertig hergestellt, so werden die äußersten Blätter mit Schminke oder carminroter Farbe, der man Arrowroot beigemischt hat, noch mittelst trockenem Pinsel etwas übertupft und mit rotem Farbensfaden am Rande und an der Außenseite der Blätter versehen.

Zu den chinesischen Apfelfrüchten, die man tief rot (Karmin und Zinnober gemischt), auch ganz hellrosa machen kann, braucht man 5 Blumenblätter, welche sehr gewölbt sein müssen und an den Außenrändern leicht umgerollt werden. Außerdem sind viele gelbe, nicht zu feine Staubfäden und zum Außenkelch, welcher dunkelgrün und braunrot gesprenkelt gefärbt wird, 5 schmale grüne Wachtblättchen, die man dem Kelch aus Wachs anklebt, erforderlich. Eine Kamelie hat die Blätterform, welche Fig. 7 zeigt; ist sie weiß, so färbt man sie nur an ihrer Basis ein wenig gelb, oben mit Arrowroot; die Blätter sind nur etwas einzuwölben, da dieselben ziemlich flach sind.

Alle diese Blattformen sind der Natur direkt entnommen; am vorteilhaftesten sind volle Rosen zu arbeiten. Ein Drahtkörbchen mit Moos ausgefüllt und mit weißen, gelben und rosa Wachskugeln gefüllt, gewährt einen wunderhübschen Anblick und vergilt reichlich die Mühe des Schaffens durch die allseitige Bewunderung, die sein Ausblick erregt.

A. v. Parpart.

Wirtschaftsplaudereien.

Patentirte englische „Simplex“-Haarbrennschere. Auf Seite 371 des Bazar vorigen Jahrganges beschrieben wir einen neuen Brennapparat zum Erhitzen der Haarbrennschere; wir vervollständigen hiermit jene Notiz durch die Skizze einer neuen englischen Haarbrennschere, welche in ihrer Konstruktion praktisch und einfach, in der Handhabung außerordentlich bequem ist. Wie die Abbildung zeigt, ist die Simplex-Schere abweichend von den bisherigen Haarbrennschere n u r

mit einem Handgriff versehen; sie wird durch eine stählerne Feder zusammengepreßt und durch einen Druck mit dem Daumen auf den am beweglichen oberen Scherenteile befestigten Holzknopf geöffnet. Hierdurch fällt das bei Haarbrennschere n älteren Systems sonst erforderliche Zusammendrücken zweier Griffe fort, die Hand, welche nur noch die Schere zu führen hat, bewegt sich weit leichter und bequemer, und so schwindet die Möglichkeit, die Stirn oder sonst einen Teil des Kopfes mit dem heißen Eisen zu beschädigen. Die kleine Simplex-Schere hat eine Länge von ca. 20 Centimetern, ist aus vernickeltem Metall hergestellt, mit schwarzem Griff und Knopf versehen und kostet 1 Mark (bei frankirteter Zusendung innerhalb des deutsch-östr. Postverbandes 1,25 Mark).

Bezugsquelle:

Haarbrennschere „Simplex“: C. Cohn, Königl. Postlieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Feine Küche.

(Fortsetzung von Seite 32.)

Prairie-Hühner. — Panaché-Kompot. — Apfel-Pudding. — Saleb-Flammeri. — Olio. — Feine Süßze.

Prairie-Hühner. Dies Wildgeflügel wird im Winter von Amerika viel zu uns geschickt und giebt einen ausgezeichneten Braten. Die Hühner werden gesengt, sorgfältig gereinigt, nach dem raschen Waschen mit einem Tuche innen und außen getrocknet, dressirt, nach Belieben gespickt, mit Salz bestreut, mit Speckplatten überbunden und im Ofen oder auf dem Herde gebraten. In reichlich Butter läßt man die Hühner bräunen, gießt dann, sie fast bedeckend — man darf darum keine zu große Pfanne oder Kasserolle nehmen — Wasser darüber, fügt 2 bis 3 Wachholderbeeren hinzu und brät oder schmort sie, unter öfterem Begießen, mit dem Fond gar (wie Feldhühner ¼ bis 1½ Stunde). Kurz vor dem Anrichten entfernt man den Speck, läßt die Hühner unter Begießen schön braun werden oder überzieht sie mit Glace. Die eingekochte Sauce sieht man durch, entfettet sie, schmeckt nach dem Salze und macht sie, wenn nötig, mit etwas Reismehl sämig.

Panaché-Kompot. Zu diesem sehr schön aussehenden Kompot verwendet man eingemachte Früchte und Beeren, sowie Apfelschnitz oder Viertel, welche man mit Zucker, Weißwein, Zitronenschale und Zitronensaft weiß und klar kocht. Auf nicht zu große, etwas vertiefte Glaschüsseln legt man streifenweis Apfel, Birnen, Melone oder Kürbis und immer zwischen 2 Reihen großer Früchte eine Reihe eingemachte Kirschchen, Erdbeeren, Himbeeren, Hagebutten, Preiselbeeren, schwarze Johannisbeeren, doch alle ohne ihren Saft. Man kann selbstverständlich vielerlei Früchte, aber auch 2 große Sorten und zweierlei Beeren nehmen. Der eingekochte Apfelsaft wird auf einen Porzellanteller gegossen und erstarrt zum Verzieren verwendet.

Mit feinem Konfekt verschiedener Art verziert, kann man das Kompot auch als süße Schüssel geben

Apfel-Pudding. Von Milchbrot reibt man die Rinde ab, schneidet das Ubrige in Scheiben und weicht 1 Kilo von denselben in 1 Liter Milch ein und brennt sie dann mit reichlich 150 Gramm Butter auf schwachem Feuer ab, bis sich der Brei von der Kasserolle ablöst, worauf man ihn in eine Schale schüttet; nachdem man ihn etwas abkühlen ließ, fügt man 175 Gramm Zucker, an dem man die Schale einer Citrone abrieb und den man dann stieb, 1 Theelöffel voll Zimmt, 1 Prise Salz, etwas feingehackte Mandeln und 12 Eiblotter, diese nach und nach hinzu. — Schon vorher schneid man feine geschälte Apfel (Goldreinetten) in große Würfel, mischte sie mit Zucker und beträufelte sie mit Zitronensaft — man gebraucht einen aufgehäuften Suppenteller voll —, die Apfel mischt man unter die Masse, zieht den steifen Schnee der 12 Eiweiße hindurch, füllt sie in eine dick gebutterte, mit Zwiebackkrume ausgestreute Form und kocht den Pudding im Wasserbade 1½ bis 2 Stunden. Gestürzt bestreut man ihn dick mit Zucker und Zimmt und giebt eine Weinschaumfauce dazu.

Saleb-Flammeri. 65 Gramm Saleb rührt man mit etwas kaltem Weißwein klar; 1 Flasche Weißwein (Rheinwein), Zimmt, eine Prise Salz, 750 Gramm Zucker, an dem man die Schale einer großen Apfelsine oder Citrone abrieb, bringt man zum Kochen, fügt den Saleb hinzu, läßt ihn einmal aufkochen, hebt die Kasserolle vom Feuer, mischt den Saft der Apfelsine, sowie 5 Blätter in etwas Wasser aufgelöste Gelatine, sowie ein Weinglas voll feinsten Cognac dazu und füllt die Masse in mit Mandelöl ausgestrichene Formen, welche man beim Anrichten stürzt und verschiedenfarbiges Konfekt rings um den Flammeri legt.

Olio. Vor und nach dem Tanze zu geben. Man belegt den Boden des Bouillontopfes (Dampftopf) mit frischem Rindsnierenfett, 2 bis 3 Zwiebeln beides in Scheiben geschnitten, giebt ein gutes Keil mageres, in Scheiben geschnittenes Rindfleisch, halb so viel Kalbfleisch darauf, übergießt es mit etwas Fleischbrühe und läßt dies etwas anbräunen, giebt dann kaltes Wasser dazu — der Topf darf nur zur Hälfte gefüllt sein —, bringt es unter sorgfältigem Abschäumen zum Kochen, giebt ein altes Huhn, einen alten Hasen, Weides angebraten, und halb gar gebratenes Hammelfleisch — man rechnet zu einem Hühne und einem Hasen 1½ Kilo Hammelfleisch, 2 Kilo Rindfleisch, 1 Kilo Kalbfleisch — dazu und giebt, wenn dies wieder kocht, Wurzelwerk, Möhre, Birjing, Blumenkohl, Rosenkohl, alles in Stücke geschnitten, von jedem etwas dazu, verschließt die Kasserolle und kocht es langsam 4 bis 6 Stunden. Dann stellt man die Brühe zur Seite, nimmt nach einer Viertelstunde das Fett rein ab und seigt sie durch ein Tuch. Erst beim Servieren (in Tassen) wird das Olio gefalzen.

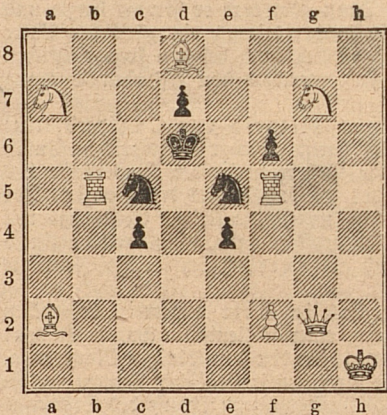
Feine Süßze in Formen. ½ Kilo verbes Kalbfleisch, 1 Kilo mageres Schweinefleisch, ein halber Schweinekopf und 4 gereinigte Kalbsfüße setzt man mit Wasser und Salz zum Feuer, bringt es unter sorgfältigem Abschäumen zum Kochen, fügt nun ¼ Liter guten Weinessig, 6 geschälte, in Scheiben geschnittene Zwiebeln, Nelken, Pfefferkörner und 2 bis 3 Lorbeerblätter hinzu und läßt alles langsam kochen, nimmt aber, sobald eine Sorte Fleisch weich ist, dieselbe heraus und läßt, nachdem das Fleisch herausgenommen ist, die Brühe ein feines Haarsieb und läßt Brühe wie Fleisch erkalten. Am anderen Tage schneidet man das Fleisch in nicht zu große Würfel und besprengt sie mit etwas Essig — noch besser mit etwas Madeira. Von der Brühe nimmt man das Fett ab, erwärmt sie etwas und gießt sie vorsichtig, den Bodensatz zurücklassend, auf die Fleischwürfel, läßt die Masse noch 5 Minuten kochen und füllt sie dann in die mit Wasser ausgespülten Formen. Gestürzt giebt man eine Remouladen-, Tartaren- oder Teufelsauce dazu.

Schach.

Aufgabe Nr. 168.

Von A. F. Madenzie.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

fen. Nr. 164 richtig. — H. D. . . h. Mit Köstelspringen sind wir versehen.

Schach- und Spiel-Forenspondenz.

Carl Hettich, W. v. D., R. Tieftrunk, S. Sander, R. Glöckhoff und A. Bellingner. Nr. 161 und 162 richtig gelöst. — Frl. Johanna Hoff, Katharina Burmeister, Auguste v. Ledebur, Antonie Mayer, Vertha Friedemann. Nr. 163 richtig gelöst. — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Rätsel zc. erhalten von Frau E. Gordan, Helene Langer, Marie Gjalma, Roemi Falkenamer, Laura Wschmann, Elise Blenter, Alice v. Ballawisch, Anna Sturari, Albertine Sibirer, Herr Jacob Herzka, C. D. in Weisenberg, A. Fink, Hugo Hartmann, Rudolph Deschmann, Richard Heumann. — H. Feuer. Mit Vergnügen gelefen.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 56.

Ein Gärtner hat drei Blumenarten, deren Gesamtzahl geringer als 500 war. Will er sie in 7 Reihen verpflanzen, so bleiben ihm 3, will er sie in fünf Reihen verpflanzen, so bleiben ihm 2, will er sie in 9 Reihen verpflanzen, so bleiben ihm 5 Blumen übrig. Wie groß war die Zahl der Blumen?

Korrespondenz.

Verchiedenes. Abonnentin in Maga. Die deutschen Facon-Strickmaschinen nach Lambs System liefern je nach Größe und Beschaffenheit außer Strümpfen und Socken folgende Artikel: Weinklängen, Leibbinden, Unterbeinkleider, Unterjacken, Herrenröcke, Damenwesten, Unterröcke, Kopftücher, Teppiche, Bett-, Wagen- und Reisetaschen, Jagdröcke, Jagdwesten, Mägen, Samajchen, Shawls, Handschuhe, Kragen, Kinderkleider, sowie alle nur möglichen Phantasieartikel in den verschiedensten Dessins. Bezugsquelle: W. Jaehner, Berlin W., Tauentzstr. 15. — **Ed. Althaus, New-York.** Bei genauer Angabe Ihrer Postadresse hätten wir direkte Nachricht gegeben. — **K. W. Wien.** Soll man eine Petroleumlampe durch Niederdrücken des Dochtes oder durch Ausblasen zum Verlöschen bringen? Diese Frage wurde in der letzten Sitzung der Polytechnischen Gesellschaft zu Berlin dahin beantwortet, daß es sich empfehle, die Lampe einfach auszublasen, aber dabei nicht in den Cylindern hinein, sondern über den Cylindern hinweg, im rechten Winkel zu ihm, zu pusten. Den Docht vor dem Ausblasen niederzuschrauben wurde nicht für notwendig erachtet. Die neuerdings in den Handel gebrachten Apparate zum Verlöschen, die aus einer Nöhre bestehen, deren oberes getrümmtes Ende in den Cylindern hineingeführt wird, während am unteren Ende sich ein Gummiball befindet, wurden als äußerst gefährlich bezeichnet. — **Zeverus, Wien.** Manuscript ist unbrauchbar und gemäß Ihrem Wunsch vernichtet worden.